

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit

Lambrecht, Heinrich Gerhard

Oldenburg, 1852

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: GE IX A 405 A

Der Fahder Meerbusen.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931586)

Der Sahder Meerbusen.



Die Zeit der ...



Statt eines Vorworts.

„Eine vollkommene Genauigkeit im äußern Kostüme, und noch weniger in dem wichtigeren Punkte der Sprache und Sitten zu beobachten, kann ich weder beabsichtigen, noch will ich es. Derselbe Grund jedoch, der mich abhält, ein Gespräch in der anglosächsischen, oder in der normännisch-französischen Sprache zu schreiben, oder diesen Versuch mit den Typen des Carton oder Wynken de Worde drucken zu lassen, verhindert mich auch, ganz in den Schranken der Zeit zu bleiben, in der meine Geschichte vorfiel. Es ist, um Interesse irgend einer Art zu erregen, nothwendig, daß der Gegenstand, den man gewählt hat, so zu sagen, in die Gebräuche und Sprache der Zeit, in welcher wir leben, übersetzt erscheint.“

„Um daher den vielen Lesern gerecht zu werden, die, wie ich hoffe, dieses Buch begierig verschlingen werden (Hm!), habe ich nur in so fern die alten Sitten in neuerer Sprache erklärt, und nur in so weit die Charaktere und Gefühle meiner Personen

entwickelt, daß der moderne Leser durch trockene Gelehrsamkeit sich nicht zu sehr zurückgestoßen fühlen wird. Ich darf versichern, daß ich in dieser Beziehung keineswegs die Grenzlinie dessen überschritten habe, was dem Verfasser eines Werkes der Einbildungskraft gestattet wird.“

„Es ist wahr, daß auch diese Grenzlinie gesetzlich bestimmt ist; der Verfasser muß nichts in die Geschichte einführen, was mit den Sitten der Zeit im Widerspruch steht.“

(Vorrede zu Walter Scott's „Ivanhoe“.
Erste Auflage.)

Die vorstehenden Worte Walter Scott's mögen als Maßstab dienen, nach welchem der Verfasser der nachfolgenden Geschichte dieselbe beurtheilt zu sehen wünscht.

Auch bemerkt der Verfasser noch, daß er in seiner Erzählung der im Munde des Volks lebenden Sage gefolgt ist, die den Untergang der Sächsischen Gegenden der Sünde und der Verworfenheit ihrer Bewohner zuschreibt; welche letzteren sie jedoch unter der Macht und dem Einfluß des „Bösen“ stehen läßt, der unter ihnen gewandelt haben soll.

1.

Im nördlichen Theile des oldenburgischen Landes, zwischen dem Fever- und Butjadingerlande, rollt der große Nordseebusen, der Sahder Meerbusen genannt, seine Fluthen.

An derselben Stelle aber, wo jetzt dieser große und tiefe Meerbusen gelegen, lag vor alter Zeit ein schönes, fruchtbares und starkbevölkertes Land mit reichen Flecken und Dörfern, mit stattlichen Schlössern, Ritterburgen und Klöstern, und nur ein tiefer, aber breiter Fluß, die Sahde, schlängelte sich durch die vom Herrn der Welt reichgesegneten Fluren dem Meere zu.

An den Ufern dieses Flusses lagen die schönen Ortschaften, deren Bewohner mit einem, fast fabelhaften, Reichthum gesegnet waren. Nicht nur gab ihnen der üppige Marschboden alle Lebensbedürfnisse im höchsten Ueberfluß, sondern auf ihren Wiesen weideten auch die herrlichsten und kraftvollsten Pferde, zahlreiche Rindvieh- und Schafheerden, deren schmackhaftes Fleisch und edle Wolle weit über Deutschland hinaus berühmt waren. Die Pferde verkauften sie im deutschen Reiche, ja selbst nach Frankreich, Spanien und Italien hin, ebenso wanderten die Vieh-

heerden gegen hohe Geldpreise ins Reich hinein, und nach Frankreich und Flandern; die Wolle schickten sie hinüber nach England und den flandrischen Fabrikstädten.

Auf der Fahde aber lagen fortwährend die Schiffe fremder Nationen, die die Erzeugnisse ihrer Länder oder auch die von hier ausgeführten Produkte, zu schönen und kostbaren Stoffen verarbeitet, den reichen Fahde-Anwohnern verkauften; und diese feilschten und handelten nicht, denn sie hatten des Goldes ja genug, und so lange sich ihre fetten und blühenden Fluren nicht in Sandfelder verwandelten, was sie aber nicht zu befürchten hatten, waren sie sicher, auch immer genug zu haben. Sie waren ein starker, kräftiger Menschenschlag, von derbem, freisinnigen Charakter, aber ihr ungeheurer Reichthum verführte sie, allen Launen und Leidenschaften in der zügellosesten Weise zu fröhnen; sie verachteten und verhöhnten mit frechen Witworten die Priester, die nicht abließen, ihnen ein nüchternes, gottgefälliges Leben zu predigen, und endlich wurden sie sogar gram den göttlichen Lehren, weil sie ihnen die Befriedigung sündlicher Gelüste und Leidenschaften untersagten. Diefes und tiefer versanken sie in Wohlleben, Schwelgerei und Sünde, und mit Bittern und Bangen verließen oft die fremden Handelsleute die Fahdegegend, weil sie für ihr eigenes Seelenheil fürchteten,

wenn sie mit den in Sünde versunkenen, gotteslästerlichen Bewohnern derselben verkehrten.

Zuweilen erhob sich die See wie im Zorne, sie trat aus ihren Ufern, überschwemmte die nächsten Distrikte und riß hie und da auch wohl eine Burg oder ein Haus mit sich fort.

„Hört Ihr die Warnungsstimme des Herrn?“ riefen dann wohl die Priester; „thut Buße und befehret Euch wieder zum Guten, oder die Fluthen des Meeres werden über Euch hereinbrechen und die verfluchte Stätte verschlingen, auf der Ihr wandelt!“

Aber die bösen, verderbten Menschen lachten nur und bauten die Häuser wieder auf. War doch der überschwemmte Boden, nachdem er wieder trocken geworden, beinahe fruchtbarer wie früher; was konnte ihnen also die See anhaben?

Da brach endlich das Verderben über sie herein, die Nordsee drängte und peitschte ihre Wogen mit ungeheurer Gewalt hinein in die See, und diese stieg höher und höher, ganze Landschaften überfluthend und wegspülend.

„Der Herr hat die Bewohner dieses Landes wegen ihrer Gottlosigkeit durch Wasser verderbet“ — sagt ein alter Chronikschreiber.

Seit Jahrhunderten liegen sie nun schon tiefunten im Meeresgrunde, begraben mit ihren Sünden und Lastern, mit ihren Schätzen und Reichthümern, mit

Kirchen, Schlössern und Burgen, und nur die stummen Meerbewohner beleben die Hallen und Räume, in denen einst ein starkes und muthiges, aber sündhaftes Menschengeschlecht gewandelt.

Wir wollen Alles wieder herauf beschwören, Land und Leute, Klöster und Schlösser, und ein Bild entwerfen von all' dem Leben, was dort sich geregt, wo jetzt die Fluthen der Jahde*) rauschen, aus deren Tiefen zuweilen ein geheimnißvolles Läuten heraufstönt, und wo noch heutzutage bei heller Luft die goldenen Thurmknöpfe versunkener Schlösser und Burgen durch die klare Fluth wahrgenommen werden.

2.

In dem reichen Flecken Bant, welcher sich längs der Jahde ausbreitete, saß auf einem weichen, mit brüggischem Sammet überzogenen Schemel der alte Steen Steenen vor der Thür seines Hauses. Er war in schwarzem Sammet gekleidet, ein schwarzes Käppchen von gleichem Stoffe bedeckte den gro-

*) Der Jahder Meerbusen wird in der Volkssprache noch heutzutage immer nur „Die Jahde“ genannt.

fen, schon etwas kahlen Kopf, der an Breite einem ansehnlichen Ochsenhaupte wenig nachgab; große silberne Knöpfe schlossen das Oberkleid sowohl, wie die kurzen, bis an die Knie reichenden Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen, kunstvoll gearbeiteten Spangen vollendeten den Anzug des ersten Gastwirths von Bant, denn daß er ein solcher war, bewies der Tannenzweig, der an dem Eingang seines Hauses befestigt war.

Die Sitte, Wirthshäuser mit einem Tannenzweig zu zieren, die sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat, ist sehr alt.

Steen Steenen, von seinen Gästen kurzweg Steen genannt, war von ungeheurer Beleihrtheit. Sein Gesicht glich einer großen, glatten Fleischmasse, auf welcher kein anderer Ausdruck, als der einer trägen Behaglichkeit lag; die kleinen, tiefliegenden, mattgrauen Augen blinzelten jedoch zugleich boshaft, tückisch und habgierig. Da es ihm schwer wurde, seine höchst gewichtige, ungeschlachte Körpermasse fortzubewegen, so pflegte er den größten Theil des Tages sitzend zuzubringen. Sein Lieblingsplatz war der vor seinem Hause, welches auf einem etwas erhöhten Terrain lag, von wo aus er eine freie Aussicht auf die von Dämmen eingeschlossene, nicht gar weit entfernte Fahde genoß, an deren Ufern fortwährend ein lautes, geschäftiges Treiben herrschte. Das

lebenvolle Gewühl, die wehenden Flaggen der englischen, französischen und flandrischen Schiffe, das Hin- und Herströmen der Menschen, das Rufen, Schreien und Fluchen der Handels- und Seeleute, das Aufwinden der Waaren aus den Schiffen — Alles dieses ergökte den dicken Gastwirth höchlichst, obwohl er anscheinend nicht anders, als mit dem vollkommensten Gleichmuthе dareinschaute, wobei er jedoch nicht vergaß, einem großen Goldpokale fleißig zuzusprechen, den er, sobald derselbe geleert war, aus einem neben ihm stehenden Weinkrüge wieder füllte.

„Alir!“ rief er jetzt mit einer dünnen, quikenden Stimme, die seiner großen und starken Körpergestalt keineswegs angemessen war, und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, denn er hatte bemerkt, daß kein Wein mehr im Krüge vorhanden war.

Eine flinke, schwarzgelockte Dirne sprang aus dem Hause hervor; es war eine schlanke Gestalt mit einem liebreizenden Gesichtchen, aus welchem zwei brennende, zugleich schalkhaft blitzende Augen heraus-sahen.

„Was wollt Ihr, Herr?“ fragte sie mit einem etwas fremdartigen Accent.

„Was ich will, dumme Dirne?“ freischte Steen sie an, der das Mädchen einen Augenblick mit unverkennbarem Wohlgefallen betrachtet hatte; „Wein will ich! und Du sollst mich eben so schnell bedie-

nen, als den leichtfüßigen Häuptlingssohn, den Ezzard, und als die andern magern Pflastertreter, die alle Tage in meinem Hause herum scherwenzeln, und denen ich schon längst die Thür gewiesen haben würde, wenn sie nicht so viel Geld hätten.“

„Thue ich denn das nicht?“ fragte Mir mit sanftem Tone.

„Nein! Du thust es nicht“, eiferte Steen, „und Du solltest doch nicht vergessen, daß ich Dich nur aus Barmherzigkeit in mein Haus genommen, als Du mit dem liederlichen Junker Ezzard hierher gekommen, und daß ich Dich jeden Augenblick wieder fortjagen kann. — — Ja, ja“, fuhr er mit höhndem Tone fort, „Du glaubtest wohl, Du könntest den reichen und stolzen Junker freien! O, Du alberne Gans! Du —“

Ein wunderliches Lachen unterbrach hier den dicken Gastwirth, sein Gesicht wurde braun und roth, die Fleischmassen, woraus dasselbe bestand, bildeten hie und da tiefe Furchen, während einige frampfhast hervorgestößene Laute sich aus der Kehle des Mannes lösrangen.

Eine fliegende Röthe überzog bei Steens Worten das Gesicht des schönen Mädchens, eine rasche Antwort schien auf ihren schmalen, blühenden Lippen zu schweben; sie unterdrückte sie jedoch, ergriff den

Weinkrug, wandte sich schnell ab und ging ins Haus.

Nach einigen Augenblicken stellte sie den wieder gefüllten Krug vor den Gastwirth hin.

Steen war noch zu erschüttert von seinem Lachen, um zu abermaligem Reden im Stande zu sein. Ulir entging daher neuen Kränkungen, mit denen der Gastwirth sonst freigebig aufzuwarten pflegte, und dieser, nachdem er sich endlich erholt hatte, füllte wieder den Pokal, aus welchem er sogleich zu schlürfen begann.

„Sieh, sieh da“, sagte er dann, indem er spähend in die Ferne blickte, „wenn ich nicht irre, so kommen dort schon die jungen Fante, die, seit Ulir im Hause ist, mich mit Gold überschütten. Nun, sie mögen nur kommen, ihr Gold ist mir sehr willkommen. Wenn nur der Ezzard nicht wäre —“ Er ergriff rasch den Pokal, und indem er in tiefen Zügen trank, schien er eine unangenehme Empfindung gewaltsam niederringen zu wollen.

Die von Steen bemerkten Personen näherten sich mehr und mehr.

„Verflucht“, murmelte Steen, „da ist auch richtig wieder der Bernesuer, der Grobian, den der Teufel holen möge. Nun, ich räche mich wohl noch einmal an dem verdammten Prahlhans.“

„Hoho! Guten Morgen, alter Wallfisch!“ riefen bald darauf mehrere Stimmen zugleich, und eine Anzahl größtentheils junger Männer trat an Steen heran.

Alle waren in ritterlicher Kleidung; sie trugen gold- und silbergestickte Sammetwämser, und auf dem Haupte ein leichtes Barett mit Federn. Sie waren mit Schwertern bewaffnet, die an einem breiten Bande über der Schulter getragen wurden.

„Guten Morgen, edle Ritter und Junker“, — sagte Steen gleichgültig, indem er abermals seinem Pokale zusprach.

„Was, Du Wanst“, rief ein hoher, stattlicher, schon etwas bejahrter Mann, um dessen Schultern ein kurzer spanischer Mantel wehte, „bewillkommnest Du Deine Gäste so? Du solltest aufspringen, Dich bis zur Erde verneigen, und demüthig, wie es dem Knechte geziemt, nach unserm Begehr fragen.“

„Er könnte allenfalls auch vor uns tanzen“, rief lachend ein Anderer; „Steen wenn Du tanzen willst“, fuhr er lebhafter fort, indem sich seine Phantasie wahrscheinlich schon den tanzenden, entsetzlich dicken Wirth ausmalte, „so gebe ich Dir zwei Gespann Ochsen, wovon kein einziger leichter sein soll, als Dein doppeltes Gewicht.“

„Dho, Lethar!“ riefen Alle mit schallendem Gelächter, „solche Elephanten stehen nicht in Deinem Stall.“

„Ritter Bernesuer und Junker Lethar!“ sagte Steen mit anscheinender Ruhe, der jedoch die kleinen wuthblizenden Augen widersprachen, „ich bin nicht Euer Knecht, auch verneige ich mich nicht und tanze nicht; wenn Euch aber meine Weise nicht gefällt, so rathe ich Euch, Euern Wein anderswo zu trinken.“

„Seht den Gauch!“ rief Ezzard, ein junger, schöner Mann, in einem grünen Sammetkleide, das mit goldenen Knöpfchen und Schnüren reichlich versehen war, „er weiß recht gut, daß er den besten Wein hat in Bant, und die schönste Dirne, die ihn kredenzt, und daß wir uns also seine Grobheiten wohl gefallen lassen müssen.“

„Um den Wein würde Junker Ezzard sich nichts gefallen lassen“, bemerkte Steen mit einem schlauen, tückischen Lächeln.

„Ah! so hört doch auf mit Eurem langweiligen Gerede“, rief der Junker Hillo von Ploissen, „und laßt die Krüge und Becher kommen.“

„Ja, ja, laßt die Becher kommen, Steen!“ sagte Junker Tannen, der von Aldessen, welches auf dem andern Ufer der Jahde lag, herüber gekommen war.

„So geht nur ins Haus“, beferte Steen, „Ihr wollt doch nicht auf offener Straße ein Trinkgelage halten.“

„Du hast Recht, alter Dickwanst!“ sagte Ritter Bernesuer, „nur dem Hund wirft man einen Knochen vor die Thür. Du darfst also hoffen, daß wir Dir die Gehäuse der Seekrabben zuwerfen werden.“

Die Herren traten ein in das Haus des Gastwirths zu Bant.

Steen sah ihnen mit stechenden Blicken nach. „Geht nur, ihr übermüthigen Ritter und Junker!“ grollte er in sich hinein, „kann ich eurem Spott und Hohn auch nicht entgehen, so sollt ihr wenigstens mit eurem Golde dafür büßen.“

Es muß hier bemerkt werden, daß Steen kein freigeborner Frieser war. Er war in seiner Jugend der Leibeigene eines adligen Herrn gewesen; diesem hatte er in einer Fehde gegen einen benachbarten Häuptling das Leben gerettet, für welchen Dienst ihm derselbe seine Freiheit geschenkt hatte. Er wurde daher als ein ehemaliger Sklave von den adligen Herrn verachtet, und zwar um so mehr, als Steen nicht die geringste Unterwürfigkeit gegen sie an den Tag legte, sondern gerade den Rittern und Junkern mit unverhohlener Mißachtung begegnete.

Wir treten in das Innere von Steens Wohnung. Es unterschied sich diese wesentlich von der gewöhn-



lichen Wohnung eines Küstringer Friesen. Die Hallen und Wohnräume waren nicht hinten, sondern vorn im Hause, und nach hinten hinaus erstreckte sich ein großer Stall, in welchem der Stolz und die Quelle des Reichthums der Küstringer Friesen, herrliche Pferde und spiegelglattes, schweres Rindvieh paradirten. Bei den meisten Grundbesitzern war aber der Reichthum so groß, daß der vordere große Theil des Wohnhauses nicht alles Vieh zu fassen vermochte, weshalb man in der Regel bei jedem Hause noch ein großes Nebengebäude, „Der Berg“ genannt, vorfand, welches ausschließlich zur Stallung des Viehes, und zur Auffpeicherung des Getreides und anderer Feldfrüchte bestimmt war.

Bei Steens Hause befanden sich sogar mehrere solcher Nebengebäude, die der Wirth indessen theilweise den fremden Handelsleuten zur Bergung ihrer Waaren gegen hohen Miethzins überließ. Dem Umstande, daß Steen Wirth war, und daß er viel mit Fremden verkehrte, ist es auch zuzuschreiben, daß er bei Erbauung seines Hauses von der gewöhnlichen Weise abgewichen war, und dasselbe gleichsam herumgedreht hatte, damit die Gäste nicht erst durch den langen Stall zu wandern brauchten, sondern sogleich in die Wohnräume gelangen konnten.

Wir treten nun in einen engen Hausflur, der uns nach hinten den Blick auf einen großen, freien

Raum vergönnt, in dessen Mitte sich eine kreisförmige Steinerhöhung befindet, auf welcher ein gewaltiges Feuer brennt; über demselben hängt ein großer, gerade aufsteigender Rauchfang. Dieser Raum ist die Küche, an deren Seiten sich zahlreiche Kammern befinden, worin Lebensmittel aller Art, Milch, Butter, Brod, Käse zc., aufbewahrt werden. Mägde und Knechte laufen geschäftig hin und her, und die schlanke Alir, die wir vorhin schon kennen gelernt, scheint die Ordnerin und Leiterin des Ganzen zu sein. Hinter der Küche endlich, nur durch eine Fensterwand von derselben geschieden, ist der Viehstall, auf dessen breiter Lehmdiele breitschultrige, starke Knechte die gewichtigen Dreschflegel in stets gleichmäßigem Takte schwingen.

Wir wollen uns mit diesem Blick begnügen, uns seitwärts wenden, und befinden uns nun in einer großen und weiten, aber niedrigen Halle. Große, starke Tische von blankpolirtem Eichenholz, an den Ecken und in der Mitte mit Silberplatten ausgelegt stehen in der Mitte und an den Seiten derselben. Um einen dieser Tische saßen die bereits genannten Ritter und Junker, um einen andern flandrische und französische Kaufleute, und um einen dritten mehrere Einwohne von Bant von verschiedenem Alter, die sich gern „freie Rüstringer Friesen“ nannten und nennen ließen.



Wie überall und wie noch jetzt, so waren auch damals die adligen Herren am lautesten und anmaßendsten. Es war die Zeit, um welche die reichen Einwohner von Bant gewöhnlich ihren Morgenimbiss und dazu einen tüchtigen Trunk edlen Weines zu sich zu nehmen pflegten. Wir sehen daher auf allen Tischen große Schüsseln, ohne Ausnahme von edlem Metall, gefüllt mit jenen kleinen, rothgekochten Seethierchen, die noch jetzt in unserm Lande als eine Delikatesse gelten, und die damals wie jetzt „Granat“ genannt wurden. Diese, so wie die kleinen runden Krebse, „Krabben“ genannt, wurden zur Fluthzeit bei Millionen aus der Nordsee in die Fahde getrieben und in trichterförmig geflochtenen Körben gefangen. Sie waren ein Lieblingsmorgengericht der Fahde-Anwohner, und durften in keinem Hause fehlen, so wenig, wie der Weinkrug, der auch hier auf jedem Tische zu finden war.

Wir wollen uns zu dem Tische der adligen Herren wenden, an welchem die Unterhaltung am lebendigsten ist.

„Schenk' ein, Tannen“, rief der Sunker Ezzard, „es ist mir ein Granat im Halse stecken geblieben; ich muß ihm Fahrwasser geben.“

„Heda! Joumard!“ rief der Ritter Bernesfuer zu einem andern Tisch hinüber, „warum hast Du die schönen Dirnen nicht wieder mitgebracht, die uns

im vorigen Jahre Deine Seiden- und Sammetstoffe verkauft? Du solltest Deinen Vortheil besser kennen; Dir geben wir nicht die Hälfte dafür.“

„Ich weiß das leider, edler Herr!“ antwortete der Kaufmann, „aber die dummen Dirnen sind in ein Kloster gegangen, sobald sie dies Land verlassen hatten.“

„Die einfältigen Betschwestern!“ schalt Bernesfuer; „sie werden so dumm gewesen sein, und allerlei Kleinigkeiten gebeicht haben. Man sollte die Pfaffen hängen, die so hübsche Thierchen ins Kloster treiben.“

„Hahaha!“ lachte der Junfer Tannen, „die verliebten Dirnen müssen doch immer einen Bräutigam haben; wenn ihnen der irdische nicht mehr gefällt, nehmen sie den himmlischen.“

Ein tolles Gelächter folgte auf den frechen Witz, in welches die freien, aber verderbten rüstringer Friesen mit einstimmten. Nur die Fremden schlugen verstoßen ein Kreuz.

„Ihr seid ein ächter Spaßvogel“, sagte ein hoher Mann in spanischer Tracht, der, während der Junfer Tannen sprach, eingetreten war; „vergönnt mir, daß ich mit Euch anstoße.“

„Aha, Don Nigro, seid uns willkommen!“ riefen die Ubligen.

Der eingetretene Fremde hatte eine unangenehme Gesichtsbildung; kleine stechende Augen von einem unheimlichen Feuer beseelt, bligten unter buschigen, tief herunterhängenden schwarzen Augenbraunen hervor. Auch sein borstenartiges Haar war rabenschwarz, und um den Mund zuckte fortwährend ein tückisches Lächeln, das nicht geeignet war, den widerlichen, verzerrten Zügen etwas Einnehmendes zu verleihen. Seine fremdartige, aber reiche ritterliche Kleidung, seine hohe Gestalt, und sein gewandtes und zugleich festes Benehmen verliehen ihm jedoch etwas Imponirendes, und selbst die wilden und trohigen adligen Herren waren gewohnt, ihn gewissermaßen als den Ersten in ihrem Kreise zu betrachten.

Mit dem Spanier, denn ein solcher war der Fremde, war auch zugleich Steen eingetreten, und hatte nicht weit von den Tischen der Ritter Platz genommen.

„Ich grüße Euch, edle Herren!“ sagte Don Nigro, indem er sich gegen die Ritter und freien Friesen mit vornehmem Anstande verneigte, „und leere auf Euer Wohl diesen Becher. Laßt die Krüge und Kannen wieder füllen, Steen“, fuhr er fort, „und zwar mit dem edelsten Wein, der in Eurem Keller zu finden ist.“

Auf Steens Wink erfüllten die dienenden Knechte und Mägde rasch des Fremden Befehl. Auch die

schöne Ulir trat zuweilen herein, und wechselte dann immer mit dem Junker Ezzard einige freundliche Worte.

„Ezzard, Ezzard!“ rief der Junker Hillo, „wenn das die stolze Uda wüßte, so möchtest Du eher in das Bett der Jähde, als in das ihre eingehen.“

„Ja, und wüßte es die kleine Adila,“ sagte der Junker Lethar, „sie krachte Dir, so sanft sie auch ist, die Augen aus.“

„Nein, nein!“ schrie Tannen, „sie würde ihm weinend vergeben, aber in ihr Kämmerlein ließe sie ihn nun und nimmermehr; sie würde in ein Kloster gehen, und den Heiland in ihre weißen, weichen Arme schließen.“

„Bravo, bravo Junker!“ rief Don Nigro, abermals mit ihm anstößend.

„Zum Teufel mit Eurem Geschwätz!“ rief Ezzard ärgerlich dazwischen; „seht Ihr denn nicht, daß wir nicht allein sind? Bekümmert Euch nicht mehr um mich, oder ich werde mein Schwert Euch Antwort geben lassen.“

Die Ritter und Junker sahen ganz erstaunt auf ihren Kameraden, dem solche Scherze sonst eben nicht unlieb zu sein pflegten. Ezzard war aber nur verdrießlich geworden, weil er einen jungen Banter, der sich, wie er, um die reiche Uda bewarb, mit gespannter Aufmerksamkeit hatte zuhören und eben das

Zimmer verlassen sehen. Er fürchtete deshalb, und nicht mit Unrecht, daß ihm dieser bei der stolzen Uda einen schlimmen Dienst erweisen möchte.

„Hoho!“ rief Ritter Bernesuer, „mein Schwert ist nicht von Blei; es ist jedenfalls schneller wie meine Zunge, und es sollte mir ein Gaudium sein, wenn wir uns statt mit den Mäulern einmal mit den Schwertern unterhalten wollten.“

„Euer Schwert schneller wie Eure Zunge!“ quiekte Steen dazwischen; „zum Teufel, das müßte eine beflügelte Unterhaltung werden.“

„Ja, Du Fettwanst!“ schrie Bernesuer, „besonders dann, wenn es mit Deinem Rücken ein Gespräch zu führen hätte.“

Er hob bei diesen Worten drohend sein Schwert, dessen Griff mit funkelnden Edelsteinen besetzt war.

„Sieh, sieh, die schönen Steine“, sagte Steen, „die sind auch nicht auf der Marsch gewachsen.“

„Ich hab' sie im Türkenkriege gewonnen“, versetzte Bernesuer, „aber ich gebe sie gerne hin für das Vergnügen, Dich durchzuseheln.“

„Ja, ja, Ihr habt gut geben“, sagte Steen mit boshaftem Lachen, „Ihr habt sie einem feldschuchischen Emir gestohlen.“

„Hund!“ brüllte Bernesuer, und in demselben Augenblicke brannte eine entsetzliche Ohrfeige auf Steens Angesichte; ebenso schnell hatte der Ritter

sein Schwert gezogen, und er würde den dicken Gastwirth unfehlbar damit durchbohrt haben, wenn ihm Ezzard und die andern Junker nicht in die Arme gefallen wären.

„Bist Du rasend?“ rief Ezzard, „er ist ein freier Mann, Du kannst sein Leben nicht mit Gold bezahlen!“

„Frei!“ tobte Bernesfuer, „ja, wie ein Hund, den ich in's Weite jage. Er ist ein losgebundener Slav!“

„Er hat den besten Wein hier in Bant“, sagte Don Nigro, der sich gleichwohl nicht gerührt hatte, um die beabsichtigte Mordthat zu verhindern; „bedenkt wenigstens das.“

Während der Ritter Bernesfuer sich allgemach beruhigte, und an diesem Tische die Unterhaltung in der angedeuteten Weise fortgeführt wurde, hatten die fremden Kaufleute sich den freien Küstringer Friesen genähert, und ein Würfelspiel mit denselben begonnen. Die ersteren schienen im Glücke zu sein, denn große Haufen von Goldstücken lagen vor ihnen, während die Einwohner von Bant bereits schon die Taschen lehrten, um Gold zu neuen Sägen zu finden.

„Ich habe kein Geld mehr, verdammt, flandrischer Hund!“ schrie ein junger Bauer, „ich setze zwei Ochsen gegen dreißig Goldstücke.“



„Verloren!“ rief er, nachdem der Kaufmann, mit freundlichem Kopfnicken einwilligend, geworfen hatte.

„Meinen schwarzen Hengst, den Lucifer, gegen die Ochsen und Goldstücke!“ rief er abermals.

Der Kaufmann hatte wieder gewonnen.

„Verdammt!“ knirschte der Bauer; „sechs Paar Ochsen gegen Deinen Satz und meinen Verlust.“

Es fiel der höchste Wurf.

„Der Kerl ist mit dem Teufel im Bunde“, brummte der Bauer, vom Tische tretend; „ich mag nicht mehr.“

Auch die andern Bauern hörten auf zu spielen, und nachdem sie ihre Beche berichtigt hatten, gingen sie lärmend und singend von dannen. Die Kaufleute sahen noch, wie sie einen auf der Straße gehenden Priester mit Hohnlachen umringten, ihn neckten und schimpften, bis der Priester sich zuletzt mit donnernden Bohnworten Raum verschaffte.

„Das ist ein freches, gottvergessenes Volk“, sagte der Kaufmann zu seinen Gefährten, „man thut wohl daran, ihm sein Geld abzunehmen.“

„Ja, gewiß“, erwiederten diese, „man verrichtet ein gutes Werk damit; wenn wir sie arm machen könnten, so würden sie wohl besser werden.“

Auf diese sonderbare Weise suchten die Fremden ihren Betrug vor sich selbst zu beschönigen.

„Ihr scheint ein feiner Spieler zu sein“, sagte Don Nigro, der herangetreten war; „darf auch ich Euch einige Sätze halten?“

„D, mit Vergnügen, edler Herr“, erwiderte der Kaufmann, die Würfel wieder hervorziehend; „wie viel beliebt?“

„Hundert Dublonen!“ erwiderte der Spanier. Joumard warf den niedrigsten Wurf. Verwirrt und erschrocken bezahlte er.

„Aha! das Glück ist mir günstig!“ lachte Don Nigro; „noch einmal, Joumard, und zwar um fünf- hundert Dublonen.“

Abermals fiel der niedrigste Wurf.

Mit namenlosem Entsetzen starrte Joumard jetzt den Spanier an, der ihn mit einem tückischen Lächeln betrachtete.

„Waret Ihr nicht vor einem Jahre in Nantes?“ fragte Don Nigro nach einer Weile.

Der Kaufmann bejahte.

„Richtig, jetzt erinnere ich mich“, fuhr Don Nigro fort; da waren fünf hübsche, alberne Mädchen, die nicht mit Euch fahren wollten, bis Ihr sie durch reiche Geschenke dennoch zu gewinnen wußtet. Später waren sie hier wieder sehr eigensinnig, aber Eurer Klugheit gelang es abermals, ihren Eigensinn zu brechen. — Die alte Dbrada — die süßen, be- rauschenden Tränke —; o, Ihr seid ein kluger Mann!

Für diesmal behaltet Euer Geld nur; ich berechne mich mit Euch wohl später.“

Don Nigro ging wieder zu den Rittern und ließ den Kaufmann in einer an Stumpfsinn grenzenden Verwirrung zurück. Wie konnte der räthselhafte Fremde, ohne die falschen Würfel berührt zu haben, seinen Wurf bestimmen? Woher wußte er seine geheimsten Ränke und Kniffe? Es wurde ihm unheimlich in der Nähe des Spaniers, und scheu und bestürzt entfernte er sich mit seinen Begleitern.

„Habt Ihr den flandrischen Spitzbuben gerupft?“ fragte Junker Hillo den Spanier.

„Ach nein“, sagte Don Nigro, „ich wollte nur seine Bekanntschaft machen; dieser Soumard scheint ein kluger Kopf zu sein.“

„Ohne Zweifel ist er das“, rief der Ritter Bernesuer lachend, besonders, wenn es gilt, Geld zu gewinnen.“

„Aber was ist das, Ihr Herren?“ rief Junker Lethar, „Ihr sitzt vor leeren Bechern? Bring Wein, Mir!“

Die schlanke Französin sprang fort und es dauerte nicht gar lange, so brauste ein toller Lärm durch Steens Hallen.

Die Mägde waren nicht mehr sicher vor den berauschten Edelleuten, weshalb nur die Knechte und

Mir aufwarteten. Die letztere wurde Ezzards wegen geschont, und überdies schützte sie ihr Benehmen und ihre feinen, spigen Antworten, die Pfeilen gleich hie und da trafen. — Steen war immer zugegen, er berechnete, wieviel Wein er sich wohl nach Maßgabe des Zustandes der Gäste bezahlen lassen könne, auch konnte er es nicht über sich gewinnen, die schöne Mir mit den wilden Edelheuten allein zu lassen. Wenn er selbst auch gerade keiner sanfteren Gefühle fähig war, und eine tiefere Neigung wohl nicht mehr bei ihm Wurzeln schlagen konnte, so gefiel doch das schmucke, lebhaftes Mädchen seinen Augen wohl, und er ärgerte sich, daß sie die ihm verhassten Adligen mit größerer Aufmerksamkeit wie ihn selbst behandelte; und besonders widerwärtig war ihm der Junker Ezzard, dessen gewisse Rechte auf das Mädchen er zwar kannte, den er jedoch nichtsdestoweniger am meisten haßte. Gleichwohl wagte er es nicht, gegen den Sohn des mächtigen Häuptlings von Bant etwas zu unternehmen; nicht einmal verrathen durfte er dessen eigenthümliches Verhältniß zu der Französin, von welchem eigentlich nur er vollständig unterrichtet war, weil er in diesem Falle die Rache des wilden Junkers zu fürchten hatte. Er ließ deshalb seinen Groll, wie wir zu Anfang dieses Kapitels gesehen haben, durch beleidigende und höhrende Aeußerungen gegen das Mädchen selbst aus.

Endlich rüsteten sich die Herren zum Ausbruch.

„Werde ich Dich heute noch sehen, meine Mir?“
flüsterte Ezzard der vorübergehenden Französin zu.

„Auf den Abend, an der Seitenthür“, antwortete
sie leise.

„Wohlan, Ihr Herren!“ rief Ezzard; „die Mit-
tagsstunde rückt heran. — Da, Steen“, sprach er
weiter, dem Genannten eine volle Börse zuwerfend,
„das für die Zeche.“

Steen lächelte vergnügt, denn auch Don Nigro
hatte ihm schon eine Anzahl Goldstücke verabreicht.

Indem sich nun die wilden Gäste entfernten,
hatte Steen noch manchen groben Abschiedsgruß
hinzunehmen. Der Ritter Bernesuer warf ihm eine
Schale Granathülsen ins Gesicht und wünschte ihm
eine gesegnete Mahlzeit.

„Dir soll der Teufel die Mahlzeit segnen!“
grollte der Gastwirth ihm nach; dann aber unter-
suchte er den Inhalt der Börse, und er lachte scha-
denfroh, als er mehr als den doppelten Betrag der
Zechen vorfand.

„Die Narren“, sagte er, „ich werde noch reicher
werden, wie sie alle, und dann will ich mir ein
Schloß bauen lassen aus welschem Marmor, daß
sie alle bersten sollen vor Aerger und Neid.“

3.

„Es ist nicht möglich, Hillmer!“ sagte Uda Offena, die schöne Tochter des reichsten Rüstlinger Friesen, indem sie sich auf einen mit kostbarem Seidenstoff überzogenen Stuhl warf, „es kann nicht sein! Er hat mir hundertmal Treue geschworen, wie könnte ein Edelmann so treulos und wortbrüchig sein!“

„Wie ich Euch sage, schöne Jungfrau“, entgegnete ein junger Mann, der seiner feinen Kleidung nach zwar ein freier Rüstlinger Frieße, aber kein Edelmann zu sein schien. „Es ist nicht nur möglich, es ist gewiß. Schon seit langer Zeit befindet sich in Steen Steenens Hause eine französische Magd, die der Junker Ezzard alle Tage zu besuchen pflegt; er scherwenzelt um sie herum, als wäre er selbst ein Franzose, und seine Kameraden, die tollern Ritter und Junker, ziehen ihn in offener Gesellschaft damit auf, und dabei scheuen sie sich nicht, Euren edlen Namen zugleich mit dem der leichtfertigen Magd auszusprechen.“

„Abscheulich!“ rief die stolze Uda, „ich will ihn nicht wiedersehen!“

„Daran werdet Ihr sehr wohl thun, schöne Uda“, erwiderte der junge Mann; „da Ihr doch

ohnehin Euch darein finden müßtet, ihn nur sehr selten zu sehen. Es ist nicht nur die kleine Französin, sondern auch noch eine Andere, die seine Zeit in Anspruch nimmt.“

„Noch eine Andere!“ fuhr Uda auf; „aber, Hillmer“, fuhr sie im höchsten Unmuthе fort, „warum sagt Ihr mir das Alles?“

„Weil ich Euch achte und liebe, schöne Jungfrau“, entgegnete dieser mit unterwürfigem Tone, „deshalb will ich Euch warnen vor einem Unwürdigen, und ich hoffe, daß ich durch treue und redliche Werbung mir noch einmal Eure Gunst erringen werde.“

„Ihr seid sehr zuversichtlich“, sagte Uda, und ein spöttisches Lächeln flog über ihr unmuthiges Gesicht. Wer aber ist denn die Andere?“

„Kennet Ihr die Tochter des alten Will Gloyen, der hart an der Kirchenmauer wohnt?“ fragte Hillmer.

„Udila!“ rief Uda, und man sah es an ihren zornblickenden Augen, wie gefährlich ihr diese Nebenbuhlerin erschien; „Udila Gloyen, die nur mit ihrer Mutter und den scheinheiligen, gleißnerischen Pfaffen verkehrt?“

„Ihr sagt es“, antwortete Hillmer, „Udila ist's.“

Uda war aufgesprungen, sie ging mit raschen heftigen Schritten auf und nieder, ihr Busen hob

sich stürmisch, die großen, dunklen Augen schossen wilde Blitze, Zorn, Haß und Verachtung sprachen aus ihren Zügen, und dasselbe Mädchen, das vor wenigen Augenblicken noch schön und liebreizend erschienen war, glich jetzt einer Furie, aber einer Furie, beseelt von wildschönem Zorne.

„Die fromme Närrin!“ stieß sie endlich hervor; „arm wie eine Kirchenmaus; ich glaube, ihr Vater hat nicht zwanzig Kühe im Stall.“

„Arm ist sie zwar, aber schön“, sagte Hillmer bedeutsam.

„Ihr wählt Eure Worte schlecht, um Euch die Gunst der Uda zu gewinnen“, sagte Offena's Tochter stolz.

„Verzeiht, schöne Uda, ich wollte Euch nicht wehe thun“, sagte Hillmer verlegen, der seine Ungeschicklichkeit zu spät einsah; „vor Eurer Schönheit muß ja jede andere erbleichen.“

„Geht, laßt mich allein!“ sagte Uda mit gebieterischem Tone, die sich durch diese plumpe, fast wie Hohn klingende Schmeichelei abermals verletzt fühlte.

„Gewirkt hat es doch“, sagte Hillmer leise, „und ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, ihren Reichtum zu gewinnen; sie selbst ist mir gleichgültig.“

— Er entfernte sich mit einer demüthigen Verbeugung.

Uda war in leidenschaftlicher Aufregung; obgleich stolz und kalt, war doch ihr Herz gegen den jungen und

schönen Häuptlingssohn nicht gleichgültig geblieben; auch schmeichelte es ihrem Stolze, den Sohn des ersten und gewaltigsten Mannes in Bant zu ihren Füßen zu sehen. Ihr Vater war zwar ein freier Rüstlinger Frieße und zugleich der reichste Mann in Bant, aber er gehörte nicht zum Adel, und obgleich der letztere eigentlich keiner besondern Vorrechte genoß, und der freie Frieße sich ihm in keiner Weise unterordnete, so sehnten sich die Töchter der Friesen doch nach Verbindungen mit dem Adel, weshalb sie lieber nach den Rittern und Junkern blickten, die in prachtvollen, gold- und silbergestickten Wämsern und kurzen Mänteln, in sammetnen Baretts mit wallenden Federn umherstolzirten, als nach den gewöhnlich in dunklem Sammet oder Tuch einfach gekleideten Landleuten, deren Jacken und Beinkleider plump und geschmacklos mit großen, platten goldenen oder silbernen Knöpfen besetzt waren. Mit verächtlichem Lächeln gedachte sie daher des Bauern Hillmer, aber stolz verwarf sie jetzt auch den Junker Ezzard. Sie fühlte sich tödtlich beleidigt und empfand nur noch Haß und Verachtung gegen ihn. Obwohl empört über die Aufmerksamkeit, die er, wie sie von Hillmer erfahren, der hübschen Französin erwies, hatte sie es doch nicht über sich vermocht, diese als eine Nebenbuhlerin zu betrachten; eine dienende Magd war ihr nur verächtlich, und ihr Stolz ließ den Gedanken,

daß Ezzard sie einer Magd wegen vernachlässigen oder diese im Ernst verehren könne, nicht aufkommen. Aber Adila war wie sie selbst eine freie Friesin, sie war von engelgleicher Schönheit, wie Uda, innerlich ergrimmt, sich selbst gestehen mußte, aber auch sie hielt sich für schön, und es erfüllte sie mit Haß und Wuth, daß Ezzard, wenn auch nur auf Augenblicke, sie vergessen, und einer andern Schönheit huldigen konnte.

Es war ihrem harten und stolzen Sinne nicht möglich, dieses je zu vergeben, aber, so fest sie entschlossen war, Ezzard zu verwerfen, so fest stand auch ihr Entschluß, sich an ihm und an der ihr verhaßten Adila zu rächen.

Sie war an's Fenster getreten und gewahrte, wie ihr Vater, der alte Dikena, mit dem Spanier Don Nigro im Garten auf- und niederwandelte. Dieser war in dem Flecken wohlbekannt; er war zuerst mit dem Ritter Bernesuer, der schon vor sechs- undzwanzig Jahren von einem Kreuzzuge, den er unter dem Grafen Philipp von Flandern nach dem gelobten Lande mitgemacht, zurückgekehrt war, nach Bant gekommen. Darauf hatte er den Ritter und mehre andere Bekannte alljährlich wieder besucht. Dieser Besuch dauerte in der Regel einige Wochen, und der Spanier pflegte während dieser Zeit sich auch mit den übrigen Einwohnern von Bant bekannt

zu machen, denen er häufig Pferde abkaufte, die er ihnen mit blankem spanischen Golde immer reichlich bezahlte. Außerdem hatte er ihnen oft fremde Kaufleute zugeführt, welche ganze Schaaren der starken friesischen Pferde und des schweren Rindviehes mit sich fortführten, wofür sie klingendes Gold zurückließen. Er war deshalb bei den Bantern wohlgelitten, und selbst Frauen und Jungfrauen übersahen sein widerliches, abschreckendes Aeußere, und fanden Gefallen an der feinen und gewandten Unterhaltung des Spaniers.

Es schien der schönen Uda, als ob Don Nigro jetzt von ihr mit ihrem Vater spräche; denn er sah nach ihrem Fenster und reichte dann dem alten Dikena die Hand. Dieser schüttelte sie nach altdeutscher Weise und nickte freundlich mit dem Kopfe, worauf er durch den Garten nach seinen saftgrünen, üppigen Wiesen schlenderte. Don Nigro aber wandte sich nach dem Hause zurück und nach einigen Augenblicken trat er mit ehrerbietigem Gruße in Uda's Zimmer.

„Seid mir gegrüßt, edler Ritter“, sagte Uda, ihre Aufregung gewaltsam niederkämpfend; „es ist mir lieb, daß Ihr nach Euern Handelsgeschäften noch einige Augenblicke für Dikena's Tochter übrig habt.“

Der Spanier verneigte sich.

„Auch mir ist es lieb“, erwiderte er dann mit ernster Miene, „die schöne Uda so ruhig und heiter zu finden.“

„Wie meint Ihr das, Herr?“ fragte Uda erbleichend; denn sie glaubte den Sinn seiner Worte zu verstehen, und ihr stolzes Herz bebte vor dem Gedanken, daß vielleicht irgend ein Mensch glauben könne, sie fühle sich unglücklich wegen der Untreue ihres Geliebten.

„Verzeiht, schöne Jungfrau!“ antwortete der Spanier, der ihre Gefühle zu errathen schien, „verzeiht, daß ich nur einen Augenblick glauben konnte, daß der Verrath, den ein Glender an Euch verübt, ein anderes Gefühl, als das der Verachtung in Euch aufkommen lassen würde.“

„Wie, auch Ihr wißt schon —“ stammelte Uda, indem die Blässe plötzlich von ihrem Gesichte wich, um der fliegenden Röthe der Scham und der gekränkten Mädcheneitelkeit Platz zu machen.

„Wie sollte ich nicht wissen, was jeder Bube weiß in Bant“, erwiderte Don Nigro, „daß nämlich Offena's edle Tochter zwei Nebenbuhlerinnen hat, und daß der Verräther von zudringlicher Liebe spricht, mit der ihn die schöne Uda verfolgt.“

„Ha!“ rief Uda und ihre Augen blitzten; „beschimpft — verhöhnt — im Munde des gemeinen Volks — ich! ich! — Es ist entsetzlich!“

„Ja“, sagte der Spanier, „es ist entsetzlich, daß der, dem Eure Augen in Liebe gelächelt, noch Blicke und Liebesworte haben kann für eine leichtfertige Dirne von der Loire, für eine kopfhängerische Betschwester im Bettlergewande.“

„Steht mir bei, Don Nigro“, sagte Uda mit gepreßter Stimme, seine Hand ergreifend; „ich verachte den Verräther, ich verachte auch seine Buhlerinnen, aber ich will mich rächen. Nicht an der gemeinen Magd, aber an ihm und an der Adila. — Und sollte es mein Leben, meine Seligkeit kosten, ich muß Rache haben. Wollt Ihr mir beistehen, Ritter?“

„Ha!“ rief der Spanier, das schöne Mädchen, das, einer zürnenden Göttin gleich, vor ihm stand, mit flammenden Blicken betrachtend; „so liebe ich es; so muß die schöne, herrliche Uda sprechen, und bei allen Mächten des Abgrundes schwöre ich, ihrer Rache zu dienen.“

„Ich danke Euch, Ritter!“ flüsterte das Mädchen in wilder, leidenschaftlicher Aufregung; „aber es soll eine strenge Rache sein, eine blutige Rache!“ setzte sie mit erhobener Stimme hinzu.

„Hört, edle Jungfrau“, sagte Don Nigro, und seine Augen sprühten ein schauerliches, verzehrendes Feuer, vor welchem selbst die kühne und starke Uda erbebte; „Eure Rache soll groß und schrecklich sein.

Nicht einfach sterben soll der Verräther, das wäre zuviel Erbarmen für ihn; er soll die schrecklichsten Qualen verschmähter und gekränkter Liebe dulden. Zu Euern Füßen soll er sich winden in Liebe, aber auch in Verzweiflung; denn daß Ihr ihn nicht erhören, daß Ihr ihn foltern werdet bis zum Tode, dafür bürgt mir Euer Stolz und Euer beleidigtes Herz."

„Ich verstehe Euch nicht“, erwiderte Uda, „wie stände es in Eurer Macht, mir diesen Triumph zu bereiten?“

„Es steht in meiner Macht“, antwortete der Spanier fest, „seid Ihr entschlossen, ihn zu feiern?“

„Ja, ich will schwelgen in ihm!“ rief das wilde, leidenschaftliche Mädchen, „ich will mich weiden an seinen Qualen, und der Hölle verfall' meine Seele, wenn ich ihn erhöre.“

„Großes, herrliches Weib!“ rief der Spanier, indem er auf die Knie stürzte und Uda's Hand an sein pochendes Herz drückte.

Befremdet und verwirrt blickte das Mädchen ihn an, aber sie zürnte nicht, denn nur Stolz und ungemessene Eitelkeit wohnten in ihrem Herzen, und so schien es ihr nicht zu mißfallen, den angesehenen und hochgeborenen Ritter zu ihren Füßen zu sehen.

„Uda!“ rief der Spanier mit bebender Stimme, seine glühenden Blicke zu dem Mädchen emporhebend

und zugleich; seine Arme gegen sie ausbreitend,
 „kannst Du mich lieben?“

Uda schauderte; es kam ihr vor, als ob die Arme des Spaniers sich zwei Schlangen gleich plötzlich gegen sie emporgeringelt hätten; sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück; — aber nur ihr Körper war erschrocken; ihr Herz fühlte sich in eigenthümlicher Weise von dem Ausdrücke, der in den Worten des Spaniers lag, ergriffen. Liebe, Hoffnung und die trostloseste Verzweiflung sprachen aus denselben, und wie ein armes Vöglein, gebannt von dem Auge der Klapperschlange, seinem Verderben entgegen eilt, so suchte ihr Auge, wie von magnetischer Kraft bezwungen, den heißen Blicken des Spaniers zu begegnen.

„Ha! wenn Du mich lieben kannst!“ rief Don Nigro auffspringend, „so gebiete über mich; ich bin Dein Slave für alle Zeit! D, ziehe mit mir“, rief er leidenschaftlicher und drängender, „ziehe mit mir nach dem schönen Lande Hispania, wo die Herzen heißer schlagen, wie hier an eurer nebelkalten Küste; wie eine Königin sollst Du thronen in meinem goldenen Schlosse, maurische Sklaven sollen Dich bedienen, und alle Herrlichkeit der Welt will ich zu Deinen Füßen legen.“

Es war, als ob in diesem Augenblicke ein guter Engel und finstre Dämonen in Uda's Seele kämpften.

Sie blickte zagend in das abschreckende Gesicht des Spaniers, aber der Klang der Stimme fand einen Widerhall in ihrem Herzen, die Glut seiner Empfindungen hatte auch sie entzündet — denn ein Mädchenherz ist nie schwächer, als in dem Augenblicke, wo es eine Untreue zu beklagen hat — hier glaubte sie sich beschimpft durch den Verrath ihres Geliebten; in Spanien winkte das stolzeste Glück. — Sie trat dem Versucher näher und reichte ihm die Hand; „Erst Rache“, sprach sie leise aber entschlossen, dann —“

„Ja!“ rief Don Nigro, „Rache, entsetzliche Rache! aber dann —“

„Dann bin ich Dein!“ rief das Mädchen mit fester Stimme.

Ein greller Blitz zuckte durch das Gemach, der den Spanier einen Augenblick wie mit Flammen zu umgeben schien. Entsetzt fuhr Uda zurück, aber die Arme des Spaniers erreichten sie, und sie wild an seine Brust reißend, rief er mit donnernder Stimme: „Du bist mein!“



4.

Es war spät Abends, als eine in einen Mantel gehüllte Gestalt Steen Steenens Wohnung umschlich. Der Sturm sauste durch die kleinen Gehölze, die hie und da in der Nähe der Bauerhöfe zerstreut lagen, und die Sahde brauste und tobte, so daß die Schiffer Mühe hatten, die auf dem Flusse liegenden Schiffe vor Zertrümmerung zu bewahren; denn es war zur Flutzeit, und die aus der Nordsee hereinstürzenden Wogen warfen in wilder Wuth die Fahrzeuge an die die Sahde einschließenden Dämme, daß die starken Bohlenwände zitternd erdröhnten. — Aber der Aufruhr in der Natur schien auf die verhüllte Gestalt, in der die Leser wohl schon den Junker Gzard errathen haben werden, wenig Eindruck zu machen. Er stand unter Steen's Fenstern und horchte verdrießlich auf den Lärm, der aus der Gaststube erscholl, in der die Einwohner von Bant wilde Bachanalien feierten. Lautes Geschrei, unzüchtige Lieder, das Klirren der Krüge und Becher, und dazwischen das Klappern der Würfel und Klirgen der Goldstücke hallten wüßt durcheinander, und den Junker stimmte es höchst unmuthig, daß die tolle Lust noch gar nicht ihrem Ende nahe zu sein schien. Denn er wußte, daß Alir nicht eher das

Haus verlassen durfte, als bis die Gäste sich entfernt, und der alte Steen das Lager gesucht hatte. Er hörte die immer freundliche und höfliche Stimme des Handelsmanns Joumard, dann wieder wilde Flüche, die über den glücklichen Gewinner ausgestoßen wurden, die dieser aber mit großer Gleichmüthigkeit anzuhören sich bereits gewöhnt hatte.

„Der Teufel hole Dich, Joumard!“ schrie eine zornige Stimme, „ich habe meine ganze Habe verloren! Zum Glück aber“ — fuhr dieselbe Stimme fort — „liegt mein Bruder auf dem Sterbebette, und ich bin sein Erbe. Darf ich weiter halten, Joumard?“

„Nein“, antwortete dieser, „Euer Bruder könnte wieder geheilt werden.“

„Nun, so wollte ich, daß Dich die Haifische fräßen, verdammtster flandrischer Schurke!“ schrie der Andre; „ich will aber noch einen Satz halten! Ich setze meine Seligkeit, was sehest Du dagegen? Ich denke, Du kannst sie gebrauchen.“

„Die Eurige nicht“; erwiederte Joumard trocken.

„Ich halte den Satz“, sagte eine tiefe Stimme, in der Ezard die des Spaniers Don Nigro erkannte, „und setze tausend spanische Dublonen dagegen.“

Es wurde plötzlich stiller im Hause. „Ein sonderbarer Liebhaber!“ erklang es hie und da; „was



will er mit seiner Seligkeit? Das ist ein merkwürdiges Spiel!" — Die Würfel fielen.

„Er hat seine Seligkeit verloren!“ erklang es mit einem Male; dann wurde es todtensstill.

„Dummes, lächerliches Zeug!“ murmelte Ezzard, während doch ein kalter Schauer durch seine Glieder rieselte.

„Nun, was ist das? Seid Ihr aufs Maul geschlagen?“ rief Don Nigro, indem er in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in das, wie von dämonischer Gewalt bezwungen, plötzlich alle Gäste mit einstimmten.

Da holte der Hammer der nahen Kirchturmuhr aus und tiefe, weithin hallende Schläge verkündeten die Stunde der Mitternacht.

„Auf, auf! es ist Zeit!“ erscholl es jetzt in Steen's Hause, „Gute Nacht, Steen! Gute Nacht! Mir! Auf baldiges Wiedersehn.“

Ezzard drückte sich schnell an die Seite, und nach kurzer Zeit wurde es ruhiger in dem Hause des Banter Gastwirths. Nur die Knechte und Mägde handthierten noch eine Weile, Tische und Stühle rückend und Krüge und Becher auf die Seite schaffend.

Da knarrte es leise, und Mir, durch die Seitenthür schlüpfend, warf sich in die Arme des ungeduldig harrenden Geliebten.

Sie gingen hinunter an das Ufer der Zahde, wo es jetzt still und heimlich war; denn der Sturm hatte sich gelegt, ruhig glänzte die weiße Scheibe des Mondes am sternbesäeten, wolkenlosen Himmel, und die Fluten der Zahde rauschten, da bereits die Ebbezeit eingetreten war, wieder abwärts dem Meere zu.

„Mein theurer Ezzard,“ sagte Ulix, sich innig an den Geliebten schmiegend mit leisem Vorwurfe, unter welch ein entsetzliches Volk hast Du Deine Ulix gebracht!“

„Ach, laß das!“ erwiederte Ezzard, „das sind die alten Klagen, die ja doch nichts nützen und ändern können.“

„O, es ist aber zu schrecklich!“ jammerte das Mädchen, „die Menschen spielen um ihre Seligkeit, sie verfluchen sich und verschwören ihre Seelen dem Bösen; und dann der gräßliche Spanier — lache nicht, mein Ezzard; mir wird immer angst und bange, wenn er ins Haus tritt. Wenn ich in sein schreckliches Gesicht geschaut, ist es mir immer, als hätte ich eine Todsünde begangen, und ich gehe in mein Kämmerlein und bete zu der heiligen Jungfrau, daß sie meine Seele bewahren möge. O, lasse Du wenigstens von ihm, mein Geliebter, er wird Dich verderben.“

„Don Nigro ist ein kluger und tapferer Mann,

nur nicht so abergläubisch und nicht ganz so fromm wie Du, meine weiße Taube!“ lächelte Ezzard.

„Nein, Ezzard, sprich nicht so leichtsinnig; bat das Mädchen; ach, es ergreift mich zuweilen eine unendliche Angst um Dich. — Sieh! ich liebe Dich unsäglich, du weißt es, und kannst leider nicht mehr daran zweifeln,“ setzte sie mit einem verschämten und zugleich schmerzlichen Lächeln hinzu; „aber zuweilen sehne ich mich doch wieder zurück nach den Ufern der schönen Loire, wo ich schuldblos und fröhlich war, wo ich meinen Rosenkranz betete zu den Füßen der heiligen Jungfrau, und ich meine dann, es wäre besser für Dich und mich, wenn ich dort geblieben wäre, und — Dich nie gesehen hätte.“ Die letzteren Worte waren, wie es schien, dem Mädchen recht schwer geworden, und mit von leisem Schluchzen unterbrochener Stimme ausgesprochen.

„Ach, laß doch die Grillen!“ sagte Ezzard, indem er das Mädchen an seine Brust zog, und ihm die Thränen von den Wangen küßte; „verkümmere mir diese schöne Stunde nicht; sei wieder mein liebendes, muthiges Mädchen, wie damals, als Du der alten bösen Ruhme entsprangst, und dem fremden Rittersmann auf das Schiff folgtest, das Dich in seine Heimath führte.“

„Ja, mein Ezzard, das war eine schöne Zeit“, erwiderte Alix, „aber damals dachte ich mir es an-

ders; Du versprachst, in Deiner Heimath mich zu Deinem Weibe zu machen — das hast Du zwar gethan, aber“ —

„Aber ohne den Segen des Priesters abzuwarten; nicht wahr, mein Täubchen?“ sprach Ezzard lächelnd, „nun, auch der wird kommen.“

„Aber wann, mein Geliebter?“ fragte Mir mit sanfter Mahnung.

„In wenigen Monden, denke ich; wenn ich mein eigener Herr, wenn ich Ritter geworden bin, und mir eine eigene Burg erworben haben werde;“ antwortete Ezzard mit beruhigendem, ehrlich scheinenden Tone; „bis dahin will ich Dein treuer Buhle bleiben.“

„Willst Du, mein Theurer,“ schmeichelte das liebende Mädchen, dessen leichter und fröhlicher Sinn plötzlich über die trübe Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, siegte; „nun so sollst Du auch einen Kuß bekommen;“ und behend sprang sie empor, und preßte glühende Küsse auf seine Lippen.

„Mein süßes Liebchen!“ flüsterte Ezzard, ihre Liebkosungen mit gleicher Glut erwidierend.

„Weißt Du noch,“ sagte Mir nach einer Weile, „wie Du dort im schönen Frankreich in der Kapelle unsers Dörfchens einst hinter mir knietest! Ich betete andächtig zu den Heiligen, aber Du gottloser Mensch betetest nicht, Du flüsterst mir süße Lie-

bezworte zu, und gelobtest mir ewige Treue, wenn ich Dich wieder lieben wolle. Ach! wie klang das so schön! — mein theurer Ezzard, Du hast mir später freilich schon oft wieder Treue geschworen, aber immer klingt es wie Musik mir in den Ohren. Du, ich bitte Dich, thu' es auch jetzt.“

„Wie, meine Ulix, zweifelst Du an mir?“ fragte Ezzard vorwurfsvoll.

„Zweifeln! ich?“ sagte Ulix erschreckt, „Gott im Himmel! wenn ich zweifeln müßte an Dir, an Deiner Treue! Nein, Geliebter, ich kann nicht zweifeln; aber ich höre es so gern, wenn Du es sagst, daß Du treu mich lieben willst, treu, treu bis in den Tod!“

„Nun, so schwöre ich bei jenen goldnen Sternen, und bei dem, der sie regiert, Dir Liebe und Treue bis zum Tode.“

Ein heiseres Lachen erscholl in diesem Augenblicke dicht hinter ihrem Rücken.

Ulix schrie laut auf; Ezzard riß sein Schwert heraus und wandte sich schnell.

Es war Niemand zu entdecken, nur ein langer Schatten schien sich seitwärts über den Damm hinweg zu ziehen.

„Das war der Spanier“, sagte das zitternde Mädchen, „um Gotteswillen, Geliebter, laß uns gehen.“

„Ein Unverschämter war's!“ rief Ezzard mit lauter Stimme, indem er dem Wunsche des Mädchens willfahrte; „weh' ihm, wenn ich ihn finde.“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander. Es lag eine tiefe Stille über dem ganzen Flecken, nur unterbrochen von dem leisen Wellengemurmel der Fahde, und dem heiseren, melancholischen Gefreisch einiger weißen Möven, die von einer nächtlichen Sturmfahrt auf dem Meere zurückkehrten. Voll und klar schien der Mond herunter, und beleuchtete die Grabsteine und weißen Kreuze auf dem Kirchhofe von Bant und die gothische Kirche mit dem kühn emporstrebenden Thurme, dessen großer, goldener Knopf im weißen Mondscheine wunderbar glänzte und funkelte. Vor der Kirche war ein großer, weiter Platz, an der einen Seite desselben erhob sich eine stattliche Burg mit vielen kleinen Thürmchen; es war das Schloß des Häuptlings von Bant; an der andern Seite befanden sich mehrere kleinere Häuser, und in einem derselben wohnte der alte Will Gloyen mit seinem Weibe und seiner schönen Tochter Abila. Es schien Ezzard, der mit der Französin sich jetzt in der Nähe von Steen Steenens Wohnung befand, und dessen Blicke bis zum Kirchenplatze reichen konnten, als ob ein Licht bald hier bald da leuchtend, sich wie im Kreise um das Haus des alten Will Gloyen bewege. Er wurde



unruhig und geleitete die Französin rasch bis an die Seitenthür, um bald nachsehen zu können, was es bei Gloyens Hause gebe.

„Leb' wohl!“ sagte Alix jetzt, den Geliebten noch einmal umarmend.

„Ade, meine Alix!“ sagte Ezzard mit einiger Ungebuld.

„Noch ein's, mein Ezzard!“ flüsterte Alix, „vergiß es nicht, Dich recht bald nach einer Burg umzusehen, denn ich glaube“, sagte sie stoßend und ihr Köpfchen verschämt an Ezzards Brust drückend, „es wird bald nöthig sein.“ — Sie hauchte noch einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen und schlüpfte dann leise durch die wiedergeöffnete Thür ins Haus.

Ezzard stand erstarrt. Das Geständniß, welches die unglückliche Alix ihm im Vertrauen auf seine Liebe und Treue ziemlich unbefangen abgelegt hatte, traf ihn wie ein Blitzstrahl.

Er hatte das muntere Mädchen, das er in Frankreich in einem Dorfe, unweit Nantes, kennen gelernt, anfangs für eine leichte Beute gehalten und geglaubt, es später mit einem reichen Geldgeschenke zufrieden stellen und nach Frankreich zurückschicken zu können. Da sie ihm aber nur im Glauben, daß er sie zu seinem Weibe machen werde, in seine Heimath gefolgt war, so hatte er sie mit schlauer Be-

rechnung in Steens Haus und in ein dienstbares Verhältniß gebracht. Die Nichterfüllung seines Versprechens entschuldigte er leicht hin mit seiner von dem Vater abhängigen Lage, die aber, wie er versicherte, bald aufhören werde. Er hoffte nun, sie werde allmählig selbst zu der Erkenntniß gelangen, daß der so hoch über ihr stehende Junker sie nicht heirathen könne; nichts desto weniger glaubte er aber dennoch, sie für seine unlauteren Absichten gewinnen zu können, weil er die innige Liebe kannte, mit welcher das schöne Mädchen ihm zugethan war. Aber er hatte sich geirrt; es fiel dem schuldblosen, mit der Welt unbekanntem Mädchen nicht ein, daß der Geliebte ihr die Treue brechen könne, noch weniger dachte sie daran, daß er zu hoch stehe für sie, und nur nach den heiligsten Versprechungen und Bethuerungen, die er gleichwohl nicht zu halten entschlossen war, unter den süßesten Bitten einer treu und innig scheinenden Liebe, war es Ezzard gelungen, über die Tugend des schmählich betrogenen Mädchens zu triumphiren.

Was aber sollte er unter diesen Umständen beginnen, wenn jenes von Alix angedeutete Ereigniß eintrat? Er kannte ihren leichtgereizten, leidenschaftlichen Sinn zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich nicht nach Frankreich zurückschicken lassen werde. „Sie würde eher in die Fahde springen, als beschimpft

nach ihrer Heimath zurückgehen“, sagte er gedankenvoll vor sich hin.

„Ei, so laßt sie springen, und wenn sie nicht will, so helfst ihr;“ sagte eine dumpfe Stimme dicht neben ihm.

„Verdammtter Späher!“ fuhr Ezzard auf, indem er blickschnell sein Schwert aus der Scheide riß, „wer bist Du?“

„Laßt stecken, Freund Ezzard“, sagte der Spanier ruhig, denn dieser war es, „und laßt uns lieber überlegen, wie dieser schlimme Handel am besten für Euch beigelegt werden kann.“

Ezzard hatte nicht übel Lust, gegen Don Nigro aufzubrausen; aber das ruhige Wesen desselben, seine geistige Ueberlegenheit, die er, wie alle seine Cameraden, wenn auch unbewußt und wider Willen, anerkannten, seine eigene mißliche Lage, bestimmten ihn, ruhig zu bleiben und auf die Rathschläge des Spaniers, die, wie er aus mehrfacher Erfahrung wußte, immer sicher und schnell zum Ziele führten, zu hören.

„Nun, werther Don“, sagte Ezzard, das Schwert in die Scheide stoßend, „da Ihr doch nun einmal der unberufene Mitwiffer meines Geheimnisses geworden seid, was meint Ihr denn von der Sache?“

„Wir wollen das in Ruhe bei einem Becher

Wein besprechen“, sagte Don Nigro; „begleitet mich, wenn's Euch beliebt.“

Ezzard ging mit dem Spanier, der in der Burg des Ritters Bernesfuer wohnte.

Diese lag ziemlich weit außerhalb des Fleckens, in einem dunklen Gehölze, wohin ein nicht sehr breiter, aber bequemer Sandpfad führte. Der fette, flebrige, sogenannte Marschboden machte es in den Jahdegegenden schwierig, ja oft ganz unmöglich, zu Fuß oder auch zu Wagen fortzukommen, weshalb dergleichen Sandpfade, die freilich nur mit großen Kosten herzustellen waren, kreuz und quer das Land durchschnitten. In den weiter von der Jahde entfernt liegenden und ärmeren Gegenden, dem jetzigen Sever- und Butjadingerlande, waren aber solche Sandpfade nicht, und jeder Bauer saß dort zur Herbst- und Winterszeit auf seinem Hofe, wie auf einer Insel und war gänzlich abgeschnitten von dem Verkehr mit der Außenwelt. Erst in jetziger Zeit hat man angefangen, auch in diesen Gegenden solche Pfade, die vor sechs- und siebenhundert Jahren schon in dem vom Meere verschlungenen Lande gebräuchlich waren, anzulegen.

An den Seiten des zur Burg des Ritters Bernesfuer führenden Pfades lagen die herrlichsten und üppigsten Wiesen, auf welchen man bei dem hellen Mondschneine eine große Menge von Vieh, Pferde,

Rinder und Schaaf gewahrte, die in dem hohen Grase fast versteckt der nächtlichen Ruhe pflegten. Hier und da standen am Rande des Grabens, der die Wiesen vom Sandpfade trennte, große und starke Pferde, die mit gespitzten Ohren neugierig den Ankommenden entgegen sahen und zuweilen durch ein zufälliges Geräusch, vielleicht durch das Klirren eines Schwertes, plötzlich erschreckt, mit fliegenden Hufen das Weite suchten. Mit einemmale aber entstand unter den Thieren eine seltsame Bewegung. Ezzard bemerkte mit Staunen, wie alle fast zugleich empor sprangen, mit hochgehobenen Rüstern in die Luft starrten und sich dann ängstlich, als erwarteten sie einen gemeinsamen Feind, zusammenschaarten.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte Ezzard befremdet.

„Hört Ihr noch nichts?“ fragte Don Nigro zurück; „ich vernahm schon seit einigen Minuten den Heidenlärm in der Luft. Ein treuer Vasall des Teufels, der wilde Jäger, kommt mit dem Wütisheer.“*)

In der That vernahm Ezzard jetzt ein fernees Säusen, Brausen und Schnauben, ein wildes Schreien und Rufen, Hundegebell und Peitschengeknall, welches furchtbar schnell sich zu nähern schien.

*) Wütisheer, Wütisheer (wütendes Heer) nannten die Alten die sogenannte „wilde Jagd“.

„Don Nigro,“ sagte Ezzard, „ich bin kein Kind, das an Ammenmärchen glaubt, und kein Hasenfuß, der vor Gefahren zurückbebt; aber ich will es Euch nur gestehen — es überläuft mich kalt.“

„Was!“ rief der Spanier mit entsetzlichem Lachen; Ihr schwört mit kaltem Blute in einem Athem hundert falsche Eide, und fürchtet Euch vor Spuck und Gespenstern?“

Ezzard wollte auffahren, aber das Wort erstarb ihm im Munde, denn mit Entsetzen gewahrte er in der Luft ein ganzes Heer von Hirschen und Rehen, die, wie von Todesangst gejagt, in wilder Eile durch die Luft sprengten. Die Thiere auf dem Felde rannten schauernd umher und brüllten vor Angst.

„Das ist das Wild, das von dem Wütesheer gejagt wird“, rief der Spanier, „gleich kommt dieses selbst.“

Und wirklich sauste jetzt eine Meute Hunde laut bellend dem vorübergezogenen Wilde nach.

„Aha! jetzt kommt der Alte“, rief Don Nigro, „nun wird es auch Zeit für Euch, Junker, werft Euch zur Erde, sonst spießt man Euch, wie einen Hirschbock.“

Ezzard, am ganzen Leibe zitternd, gehorchte. In demselben Augenblicke warfen sich auch die auf

dem Felde umherrennenden Thiere, von ihrem Instinkt geleitet, zu Boden, ihre Köpfe dicht an die Erde haltend. — Und auf schwarzen, gespenstlichen Rossen brauste eine Anzahl mit Jagdspießen bewaffneter Reiter unter lautem Hörnerklang und Jagdgeschrei daher. Weit voran jagte auf einem wunderbaren Pferde, mit einem Tigerkopfe und einem gerade zurückstehenden Kuhschweife, ein einzelner Reiter mit einem langen weißen Barte, in hochgehobener Hand den Wurfspeer haltend.

„Gute Jagd, Alter!“ rief der Spanier mit lauter, schauerlich tönender Stimme nach oben. — Ein Schrei, wie von Angst und Verzweiflung erpreßt, tönte zurück, und es war, als fürchtete sich selbst die entsetzliche Gespensterschaar, denn mit verdoppelter Hast, als gälte es, den Flammen der Hölle zu entgehen, sauste sie unter entsetzlichem Halloh- und Hufschall vorüber.

Ein einzelner Reiter, auf einer fahlen Mähre sitzend, die ganz gemächlich im Schritt ging und sonderbarerweise doch immer dicht hinter dem Wütesheer blieb, schloß den Zug.

„Guten Abend, Gebattersmann!“ rief Don Ni-gro zu ihm hinauf. — Ein grinsendes Lachen war die zurückkommende Antwort.

Es war der Tod, der auf seiner fahlen Mähre dem Wütesheer auf dem Fuße folgte.

„Das ist eine schreckliche Nacht“, sagte Ezzard, sich nach einer Weile vom Boden erhebend; er war todtenbleich und der Angstschweiß perlte ihm von der Stirne.

„Ei, ei, Junker Ezzard!“ rief der Spanier mit spöttischem Lachen, „solche Furchtsamkeit habe ich Euch nicht zugetraut.“

„Laßt das gut sein, Don Nigro“, sprach Ezzard finster, „Ihr habt schon Gelegenheit gehabt, mich in Schlachten und Gefechten zu sehen, und kennt mich; aber ich gestehe, daß ich dergleichen Teufeleien und Gespensterhorden gern aus dem Wege gehe. Ihr aber habt in der That gar seltsame Bekanntschaften, um die ich Euch nicht beneide, und käme mein Vater dahinter, so wüßte ich nicht, was Euch vor dem Scheiterhaufen retten könnte.“

„Dho! das wäre ein heißes Vergnügen!“ rief Don Nigro lachend, „zu welchem ich aber vor der Hand noch keine Lust verspüre. Laßt Euch aber meine Bekanntschaften nicht anfechten“, fuhr er fort, „ich habe im Morgenlande von einem Magier einen Zauberspruch gelernt, der mich gegen Teufel und Gespenster sichert, und begegnet mir nun solch' Gefindel, so verhöhne ich es in übermüthiger Laune, weil ich weiß, daß es mir nichts anhaben kann; das ist Alles.“

Mit dieser Erklärung war Ezzard vollkommen

zufrieden, denn schon oft hatte er von Amuletten, Talismännern und ähnlichen Dingen gehört, die der Macht böser Zauberei entgegenwirken sollten, und solche Schutzmittel waren keineswegs unerlaubt.

„Ich erinnere mich, früher schon von dem Wütesheer gehört zu haben“, sprach er jetzt; „es soll den Gegenden, worüber es hinzieht, nichts Gutes bringen.“

„Gutes sicherlich nicht“, lachte der Spanier.

„Ha! rief Ezzard, wir ziehen in wenigen Tagen hinaus gegen die Würdeleher, die uns Vieh von unsern Weiden geraubt haben; sollten wir geschlagen werden —“

„Vielleicht“, sagte der Spanier, „vielleicht aber auch nicht; denn das Wütesheer ist auch über Würdelehe gezogen. Kriegsunglück kann es also nicht verkündet haben.“

Sie waren unter diesen Gesprächen bei der Burg des Ritters Bernesfuer angelangt, welche von einem breiten Graben rings umgeben war. Auf ein vom Spanier gegebenes Zeichen wurde die Zugbrücke niedergelassen und sie schritten über dieselbe, von einem alten Kriegsknechte begleitet, in die Burg. — Don Nigro ging bis hin zu seinem Gemache dem Junker voran, und im Augenblicke, als er es betrat, verschwand eine männliche Gestalt, von Ezzard unbemerkt, durch eine Seitenthür. Eine hohe Lampe, auf einem in der Mitte des Gemachs befindlichen

Tische stehend, verbreitete ein düsteres, unheimliches Licht und es dünkte Ezzard, als schwebten in dem zitternden, bald hell, bald trüb flackernden Scheine, der von demselben ausging, allerlei Larven und Fragen, die ihre glühenden Augen unabänderlich auf ihn gerichtet hielten. Er schob dieses auf Rechnung seiner erhitzten Phantasie, aber dennoch blickte er mit Erstaunen umher. Er war schon oft in der Burg des Ritters Bernesfuer gewesen, aber dieses Gemach hatte er nie betreten; auch auf dem Wege dahin war ihm Alles fremd vorgekommen, und selbst der alte Kriegsmann, der sie begleitet hatte, war ihm nur als ein verstümmeltes Contersei des Knappen Jans erschienen, den er sehr wohl kannte.

„Der Ritter scheint seine Burg seltsam verbaut zu haben, seit ich sie zum letzten Male gesehen“, sagte Ezzard.

„Kann sein“, erwiderte Don Nigro gleichgültig, „ich gebe wenig Acht auf dergleichen. — Setzt Euch indessen, Junker.“

Während Ezzard einen Schemel zum Tische rückte, nahm der Spanier aus einem Wandschranke Becher und einen Krug mit Wein, welche er auf den Tisch stellte und dann selbst an demselben Platz nahm.

Der Junker fühlte sich von den Erlebnissen dieser Nacht erschöpft und angegriffen, und um in eine

bessere Stimmung zu kommen, stürzte er rasch einige Becher Wein hinunter, die dann auch die beabsichtigte Wirkung hervorbrachten; er fühlte sich freier und heiterer, so daß er sogar über das eben erlebte Abenteuer lachen, und selbst die Angst, die er empfunden hatte, verspotten konnte. Aber plötzlich wurde er wieder ernst, denn er bedachte, welche Veranlassung ihn hierher geführt, und sich zu dem Spanier wendend, sagte er mit einiger Beklommenheit:

„Nun, Don Nigro, habt Ihr vergessen, weshalb ich hier bin, und wißt Ihr mir guten Rath zu geben?“

„Ich hoffe es“, sagte der Spanier, nur auf die letztere Frage eingehend; „aber es ist nöthig, daß wir uns zuvor über Eure Angelegenheit etwas näher verständigen.“

Ezzard antwortete nicht, denn er wußte, daß der Spanier alle seine Verhältnisse kannte, und so erwartete er, welche Dinge zu erörtern dieser für nöthig finden würde.

„Liebt Ihr die kleine Französin?“ fragte Don Nigro jetzt.

„Ja, ja“, erwiderte Ezzard unmuthig, „ich liebe sie, aber ich bedauere sie noch mehr, als ich sie liebe.“

„Könnt Ihr sie zu Eurem Weibe machen?“ fragte der Spanier weiter.

„Zu meinem Weibe?“ rief Ezzard zornig, „Ihr scheint zu vergessen, Herr Ritter, wer sie ist und wer ich bin. Eine niedere Magd, die Tochter eines französischen Lanzenknechts, und der Sohn des Häuptlings von Bant! Mein Vater würde mich mit eigener Hand ermorden, wenn er solchen Schimpf zu fürchten hätte.“

„Nun wohl“, fuhr Don Nigro gelassen fort, „zu Eurem Weibe könnt und wollt Ihr sie nicht machen; habt Ihr aber Hoffnung, daß Ada Offena Euch Vergeltung angedeihen lassen werde, wenn ein gewisser Fall eintreten sollte?“

„Die stolze Ada? Nein, nie!“ erwiederte Ezzard.

„Oder daß doch die schöne und fromme Adila Euern Fehltritt verzeihen werde?“ sagte der Spanier.

„Nein, nein; und gerade ihrer Frömmigkeit wegen vermöchte sie es nicht. Aber zum Teufel, Ritter, Eure Fragen sind eben nicht angenehm, antwortete Ezzard.

„Habt Ihr denn vielleicht Ursache zu glauben, daß Ihr die Französin mit guter Manier von hier entfernen könnt?“ fragte Don Nigro mit unerschütterlichem Gleichmuthen weiter.

„Auch das nicht!“ rief Ezzard, dem diese Fragen im höchsten Grade peinigend waren, weil er keine andere als unbefriedigende Antworten darauf geben konnte.

„Nun, was gedenkt Ihr dann zu beginnen, um Euch aus der Patsche zu helfen?“ fragte Don Ni-gro ruhig.

„Wenn ich das wüßte, Herr Ritter“, erwiderte Ezzard, ungeduldig werdend, „so hätte ich Eurer wahrlich nicht bedurft.“

„Ich will Euch sagen, was geschehen muß“, sprach der Spanier kalt, „die Französin muß sterben.“

Ezzard machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Es bleibt Euch kein anderer Ausweg“, fuhr der Spanier ruhig fort; „bedenkt Alles, was wir so eben gesprochen. Bedenkt auch, welchem trostlosen Schicksal Eure schöne Alir entgegen gehen würde. Würdet Ihr sie schützen können vor der Rache Eures Vaters, oder vor der der stolzen Uda? Bedenkt das Alles und dann urtheilt, ob ein schneller Tod nicht eine Barmherzigkeit wäre für sie.“

„Nein, nein! sie soll nicht sterben!“ rief Ezzard, mit großen Schritten auf- und niedergehend.

So verderbt und verbrecherisch leichtsinnig der Junker auch war, und so wenig eine sonstige Frevelthat sein Gewissen beängstigte, so bebte er doch vor einem Morde zurück, und der Gedanke, das unglückliche, ihm blind vertrauende Mädchen zu tödten, war ihm gar zu gräßlich und er verwarf ihn mit Schaudern.

„Wenn Ihr keinen bessern Rath wußtet“, rief

er barsch, „so hättet Ihr Euch die Mühe sparen sollen.“

„Freilich weiß ich auch einen besseren“, rief Don Nigro mit höhnischem Lachen, „der Euerm edlen und weichen Herzen mehr zusagen wird. Laßt der Sache ihren Lauf! — Die schöne Alir bringt Euch dann einen Bastard; Euer Vater läßt die leichtfertige Dirne greifen, auf öffentlichem Markte peitschen und dann hinausstoßen in die Fremde; die weicherzige Uda reicht ihr zuvor vielleicht noch aus besonderer Barmherzigkeit einen Abschiedstrunk, der alle Schmerzen der armen Dirne auf ewig stillt, dann sagt sie von Euch sich los und heirathet den guten Hillmer; die fromme Adila endlich grämt sich zu Tode, oder sie geht in ein Kloster; das letztere wäre nun freilich nicht übel für Euch, denn das gute Kind würde für Euch beten.“

Der Spanier schwieg und betrachtete den Junker mit tückischem Lächeln. „Habt Ihr einen Entschluß gefaßt?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja“, rief Ezzard mit fester Stimme, „den, daß ich sie nicht tödten werde.“

„Das ist ein sehr großmüthiger und menschlicher Entschluß!“ rief Don Nigro lachend; „kommt Junker, laßt uns auf einen glücklichen Ausgang anstoßen.“ — Er goß bei diesen Worten, ohne daß Ezzard es

gewahrte, rasch den Inhalt einer kleinen Phiole in den noch vollen Becher seines Gastes.

„Wartet noch einen Augenblick!“ rief Don Nigro, indem Ezzard, der in Gedanken verloren zu sein schien, mechanisch den Becher ergriff; „kennt Ihr dies Bild?“

„Ada!“ sagte Ezzard, das Bild in die Hand nehmend und gleichgültig betrachtend.

Darauf erklangen die Becher und beide tranken.

Ezzard ließ sich wieder nieder auf seinen Schemel, er hatte Ada's Bildniß noch in der Hand und starrte es gedankenlos an; aber allmählig wurden seine Augen leuchtender, eine dunkle, fieberische Blut überzog sein Gesicht, sanfte und leidenschaftliche Gefühle drückten sich im schnellen Wechsel darauf aus, und sein ganzes Wesen schien in einer wunderbaren Spannung zu sein.

Der Spanier beobachtete ihn mit lauernden Blicken; dann streckte er den Arm aus, als wolle er das Bild wieder zu sich nehmen.

„Was wollt Ihr!“ rief Ezzard aufspringend, während er doch seine Augen nicht losreißen konnte von dem Bilde; „Ihr wollt mir dies Bild rauben? Ha! ich lasse es nicht! Auf Tod und Leben will ich darum kämpfen!“

„Beruhigt Euch“, sagte Don Nigro; „es ist

ja das Bildniß Eurer Braut; ich lasse es Euch gerne, wenn Ihr es wünscht.“

„Ja, es ist meine Braut!“ rief Ezzard in wilder Glut; „mein soll sie sein, und müßt' ich mit dem Himmel und der Hölle um sie ringen!“

„Nicht Himmel und Hölle, die schöne Alir wird mit Euch um Aida ringen!“ sagte der Spanier lachend.

„Alir!“ rief Ezzard verstört, indem die Erinnerung an die unglückliche Französin in ihm auftauchte.

„Was sagtet Ihr doch noch, Don Nigro? Sie müßte sterben — Richtig! ja, jetzt besinn' ich mich — Sie soll auch sterben! — Ich will sie tödten — ich, ich! — Spanier, ich morde Dich, den Hillmer — ich morde den Priester am Altar, wenn er mir Aida rauben wollte.“ — Er rannte plötzlich nach der Thüre.

„Fort, fort!“ schrie er wilder und heftiger, „ich muß die Luft athmen, die sie umgiebt; ich will waschen an ihrer Schwelle! Laßt mich hinaus, Don Nigro!“ — Er stürzte fort, der Spanier folgte ihm, und nachdem die Zugbrücke gefallen war, eilte der Unglückliche im wilden Lauf von dannen.

Als der Spanier in sein Gemach zurückkehrte, empfing ihn der Handelsmann Soumard, der während Ezzards Anwesenheit sich in dem Seitengemach befunden hatte.



„Was ist das, Soumard!“ rief ihm Don Nigro unwillig entgegen; „hast Du mich nicht besser verstanden? Er ist wahnsinnig geworden; das wollte ich nicht.“

„Seid unbesorgt, edler Ritter“, erwiderte Soumard ehrerbietig, während zugleich eine unverkennbare innere Angst auf seinem Gesichte sich spiegelte; „das ist nur die erste Wirkung, die kaum eine Stunde anhält; darauf aber kehren Besonnenheit und Ruhe vollständig zurück, und nur eine tiefe, verzehrende immer wachsende Liebe zu dem Gegenstande, der während der Wirkung des Trankes vor die Augen tritt, bleibt.“

„Bist Du Deiner Sache gewiß?“ fragte Don Nigro.

„Vollkommen“, erwiderte der Kaufmann; „die alte Odrada hat mich nie getäuscht, und meine Erfahrungen in diesem Punkte —“

„Ja, ja, ich kenne Dich“, sagte der Spanier mit grinsendem Lächeln; „und wenn das Mittel sich bewährt, so wird Dein Lohn Dir nicht entgehen. Wie steht es mit der andern Sache?“

„Ich habe an dem Hause des alten Bill Gloyer eine Hinterthür gefunden, die mit leichter Mühe von Außen geöffnet werden kann“, antwortete Soumard.

„Gut, sehr gut“, sagte Don Nigro; „Du kannst Dich weiterer Aufträge gewärtig halten und jetzt gehen.“

Mit einem Satze, als entspränge er der Höhle eines Tigers, war der Kaufmann zur Thür hinaus, und erst dann, als er wieder im Freien war, fiel die furchtbare Angst, die er in der Nähe des Spaniers empfunden hatte, von seiner Seele.

„Das ist der oder sein Spießgeselle“, sagte er, nachdem er einige Schritte gegangen war, tief aufathmend und sich ängstlich umsehend. Mit namenlosem Entsetzen gewahrte er nun, daß das Schloß, welches er so eben verlassen hatte, verschwunden war, und nur in weiter, weiter Ferne bemerkte er das kleine Gehölz, in dessen Mitte, wie er wußte, die Burg des Ritters Bernesfuer gelegen war.

Einen Augenblick noch starrten seine Blicke in die Weite; dann aber ergriff ihn eine entsetzliche Angst, und, wie von Furien gepeitscht, rannte er von dannen.

5.

In der Mitte des Fleckens Bant befand sich ein ziemlich großer freier Platz; er war umgeben von der Kirche, die aber nicht unmittelbar denselben begrenzte, denn nur ein schmaler Pfad lief von dem Platze aus und dieser führte in die Kirche — von



der Burg des Häuptlings von Bant, des alten strengen Fokko Fokfena und einigen größeren und kleineren Häusern, in welchen minder begüterte Einwohner von Bant wohnten, zu denen auch der alte Will Gloyen gehörte, dessen Name schon einige Male in dieser Geschichte vorgekommen ist. Dieser Platz war gewissermaßen der Marktplatz des Fleckens, denn die fremden Kaufleute brachten bei ihrer Ankunft ihre Waaren dahin, die sie dann auf großen, nur von langen Brettern zusammengesetzten Tischen den Einwohnern des Fleckens zur Schau legten und zu hohen Preisen verkauften. Außerdem diente der Platz auch zum Sammelplatz der streitbaren Männer von Bant, auch hielt der Häuptling nicht selten Gericht auf demselben, bei welchen Gelegenheiten stets der Henker zugegen sein mußte, um die gefällten Urtheile, die fast immer auf Tod lauteten, sofort zu vollziehen.

Es ist Morgen, und auf dem so eben näher bezeichneten Platze herrscht ein lautes Treiben; die Kaufleute bieten in barbarischem Deutsch den Vorübergehenden ihre Waaren an; Käufer und Nichtkäufer, zu welchen letzteren größtentheils die jüngeren reichen Männer gehören, die, bevor sie ins Wirthshaus gehen, den Markt zu besuchen pflegen, schlendern auf dem Marktplatze umher. Von der Kirche her kommt ein frommer Pater in einfacher schwarzer Tracht; wie er die große Menge der jungen Leute

bemerkt, die den Marktplatz bevölkern, scheint er un-
 schlüssig, ob er seinen Weg verfolgen, oder umkehren
 soll; aber er entschließt sich zu dem Ersteren und
 gleich darauf sehen wir ihn den Platz betreten. Ein
 trauriger Ernst spiegelt sich in seinem Gesichte, als
 er die spöttischen und höhrenden Reden der ihm
 Begegnenden hört. „Seht, wie der Pfaffe die Au-
 gen verdreht! Er sieht so grimmig aus, als hätte
 er eben einen Keher gefressen, und wäre noch nicht
 satt geworden! Geh ihm aus dem Wege, Hillmer,
 er ist jetzt gefährlich.“ — Die Umstehenden brechen
 in ein lautes Gelächter aus und gehen, scheinbar
 ängstlich, dem Vater aus dem Wege. Dieser aber
 sieht die ihn Verhöhrenden mit unaussprechlich trau-
 rigen Blicken an. „Die Gnade des Herrn sei mit
 Euch!“ sagt er sanft und geht vorüber, indem er
 den Weg nach dem Hause des alten Will Gloyen
 einschlägt.

An der Thür empfing ihn Will Gloyen's Toch-
 ter, die schöne Adila, dem Vater zum Willkomm die
 kleine, weiße Hand entgegen haltend, welcher dieselbe
 herzlich drückte und die Jungfrau nach damaliger
 Sitte auf die Stirne küßte.

„Guten Morgen, ehrwürdiger Vater Donatus“,
 sagte Adila nach dieser Begrüßung; „ich habe Euch
 schon gestern erwartet. Sie öffnete bei diesen Wor-
 ten die Thür des Wohnzimmers, in welchem ihre

Eltern und eine alte Magd sich befanden, welche mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren.

„Eine sterbende Frau ließ mich gestern rufen“, entgegnete der Vater, während er eintrat und die Anwesenden begrüßte, „ich eilte zu ihr, um ihr den Trost der Kirche zu bringen, aber —“

„Sie war bereits gestorben, nicht wahr?“ sagte Adila traurig.

„Nein“, antwortete der Vater mit tiefer Trauer, „sie starb erst am Abend, ohne das heilige Sterbesakrament empfangen zu haben.“

Adila sah ihn ängstlich und mit fragenden Blicken an.

„Ihr Gatte“, fuhr der Vater Donatus fort, „ließ mich, den Diener der heiligen Kirche, zum Hause hinauswerfen, indem er mir zurief: seine Frau werde schon ohne Pfaffengeschwätz in den Himmel kommen, falls es einen gäbe. Verzeihe mir Gott die Sünde, daß ich dem bösen Manne die sündhafte Rede nachspreche.“

Bei diesen Worten machte der Vater das Zeichen des Kreuzes; die andern im Gemache anwesenden Personen thaten dasselbe. Darauf aber sprang der alte Will Sloyen, ein siebenzigjähriger, aber noch rüstiger Greis von seinem Sitze auf. „Vater Donatus!“ rief er, während sich unwillkürlich Grauen und Zorn auf seinem Gesichte ausdrückten, „mir

graunt vor meinen eigenen Landsleuten; wohin wird diese Gottlosigkeit führen?“

„Sünde und Gottlosigkeit“, antwortete der Pater, „führen ins Verderben; aber hoffen wir noch, daß der Herr die Seelen der Verblendeten erleuchten und sie auf den Pfad der Tugend zurückführen werde.“

„Nein, nein, Pater“, sagte Will Gloyen, „ich hoffe nichts mehr von dem übermüthigen Volke. Es ist durch Pracht und Wohlleben verstockt und verderben, gleichwie das Volk von Sodom und Gomorrha; und wie der Herr einst Gericht hielt über dieses, so wird er auch Gericht halten über das sündenbeladene Volk, unter welchem wir leben.“

„Der Herr ist gütig und gnädig und seine Langmuth währet ewiglich“, sagte Pater Donatus, die Hände faltend, mit sanfter Stimme; „beten wir für die Unglücklichen, aber vermessen wir uns nicht, des Ewigen Wege bezeichnen zu wollen.“ — Bei diesen Worten entblöste der Pater sein Haupt und Alle bewegten wie zu stillem Gebete die Lippen. Nach einigen Augenblicken trat Will Gloyen auf den Pater zu und nachdem er ihm wie um Verzeihung bittend die Hand gedrückt hatte, verließ er das Zimmer, um seinen Geschäften nachzugehen. Auch seine Frau und die alte Magd folgten bald darauf seinem Beispiele, und der ehrwürdige Pater und die schöne Adila blieben allein im Gemache zurück.

Adila hatte am Fenster Platz genommen; ihre kleinen weißen Finger trommelten mechanisch an den kleinen mit Blei eingefassten Fensterscheiben, die auf den Hof hinausgingen, und ihre Augen schauten sinnend hinauf zu den grauen Herbstwolken, die stürmische Westwinde vom Meere her weiter ins Land führten. Die Blicke des Pater Donatus hatten schon seit einiger Zeit mit Wohlgefallen, aber auch zugleich mit tiefem Ernste auf dem rührend schönen Angesichte des Mädchens gehaftet; er wußte es, welche Gedanken die reine Seele der Jungfrau bewegten und mit dem tiefsten Schmerze erfüllte es ihn, daß diese Gedanken einem Unwürdigen galten, der um so gefährlicher war, als er die innere Nichtswürdigkeit unter der Maske einer wahrscheinenden Bärtlichkeit und gutmüthigen Treuherzigkeit zu verbergen wußte. Zudem war er von einer vollendeten Körperschönheit, die so leicht die Augen der Weiber besicht, welche unter der schönen Form so gern auch eine schöne Seele verborgen glauben. Es war Eyzard, wie wir auch bereits wissen, welchen Adila liebte, und Pater Donatus war in das Geheimniß ihrer Liebe eingeweiht, welches aber so ziemlich schon ein öffentliches Geheimniß genannt werden konnte, denn der leichtfertige Junker, welcher es mit der tugendhaften und schönen, aber nur armen Jungfrau am wenigsten treu und redlich meinte, hatte bald

gegen den einen, bald gegen den andern von seinen Bekannten über dieses Liebesverhältniß gesprochen, und so war dasselbe, wie wir im Verlauf dieser Geschichte gesehen, keineswegs unbekannt geblieben.

„Meine liebe Tochter“, sprach der Pater nach einer langen Weile, „ich sehe Dich so ernst und so gedankenvoll.“ —

Adila antwortete nicht, aber ihr tiefblaues, schwärmerisches Auge sah wie um Nachsicht bittend zu dem Pater hinüber.

„Sonst war es anders“, fuhr der Pater fort, „wenn ich müde von der Ausübung meiner strengen Berufspflichten, oder gebeugt von der Verderbtheit der Menschen bei meinem lieben Taufkinde einsprach, da wußte es den schwachen Diener des Herrn durch heiter kindliches Gespräch zu erquicken und ihm den Gram und Kummer von der Stirne zu scheuchen.“

Adila war aufgestanden und indem sie bemüht war, die Thränen, welche ihr plötzlich in die Augen getreten waren, zu zerdrücken, trat sie dem Pater näher und ergriff die dargebotene Hand desselben.

„Habt Geduld mit mir, ehrwürdiger Pater“, sagte sie mit weicher, flehender Stimme, „es wird ja mit Gottes Hülfe noch Alles wieder gut werden.“ Sie kniete bei diesen Worten vor dem Pater nieder, welcher seine weisse, zitternde Hand segnend auf den blonden Lockenkopf des Mädchens legte.



„Täusche Dich nicht, meine gute Tochter“, sagte er darauf; „nichts wird wieder gut, so lange die Seele schwach bleibt, so lange sie nicht den Lockungen der Welt und der Menschen widerstehen kann. Du, meine Tochter, bist beherrscht von einer Neigung, welche sündhaft ist, weil der Gegenstand derselben ein sündhafter. Bitte Gott, meine Tochter, daß er Dir Kraft gebe, diese Neigung zu unterdrücken.“

„Heiliger Gott!“ rief Adila aus, „ich soll Gott bitten, daß er mir den Himmel raube, den ich im Herzen trage! Wie darf, wie kann ich um das bitten, was mir den Tod bringen würde.“

„O, meine Tochter“, sagte Pater Donatus ernst und traurig, „wie betrübst Du mich! Ist es denn nicht besser, der Leib gehe verloren, denn die Seele?“

„Ehrwürdiger Pater“, antwortete Adila mit ängstlicher Hast, „ich habe Vertrauen zu Euch, zu Eurer Einsicht und Erfahrung, aber — verzeiht Eurem armen, unglücklichen Kinde dieses Wort — Ihr seid nicht allwissend, jeder Mensch, und wäre er der weiseste von allen, kann sich irren. Würdet Ihr es vor Gott verantworten können, wenn Ihr Ezzard verkannt, wenn Ihr zwei Herzen von einander gerissen hättet, die Gott vielleicht für einander bestimmt hatte?“

„Mein armes Kind“, sagte Vater Donatus mit tiefer Rührung, „mich jammert Dein in der tiefsten Seele, aber ich darf, um Dir Gram und Schmerz zu ersparen, nicht Dein unsterblich Theil gefährden lassen. So wisse denn, daß der verbrecherische Sünfker, der Dir Liebe heuchelt, auch zugleich um die Tochter des reichen Ulfena wirbt.“

„Sein Vater wünscht diese Verbindung“, wandte Adila schüchtern ein; „er gehorcht ihm nur zum Schein, aber er liebt die reiche Uda nicht, welche auch ihn nicht liebt.“

„Die stolze Uda“, antwortete der Vater, „liebt nur sich selbst und irdischen Glanz; aber, meine Tochter, was habe ich hören müssen! Also Du weißt es, daß der Sohn den Vater betrügen will, und machst Dich als Mitwissende selbst theilhaftig seiner Schuld?“

„Verzeiht, mein Vater“, erwiederte Adila beschämt, „der alte Häuptling ist streng und stolz, und Ezzard fürchtet es, so lange er von ihm abhängig ist, ihn zu reizen. Aber ich trage den Verlobungerring von ihm am Finger und er hat mir mit den heiligsten Eiden seine Treue gelobt.“

„Gott hat den Meineid gehört“, sagte der Vater sich bekreuzend, „aber er verhüte, daß Du nicht in dies Lügengewebe verstrickt und ins Verderben geführt werdest! Glaube mir, meine Tochter, wenn

der stolze, heuchlerische Junker je ein Mädchen als sein eheliches Gemahl heimführt, so ist es die reichliche Uda Skkena."

„Unmöglich!“ flüsterte Uda, während doch ein Todtenblässe ihr reizendes Angesicht überzog.

Pater Donatus betrachtete mit kummervollen Blicken das unglückliche Mädchen, das einer geknickten Lilie gleich das schöne Haupt sinken ließ, und er schien unerschlossen, ob er die schwere Prüfung noch verlängern sollte. Bald aber war er entschlossen. „Es ist besser“, sagte er leise, „sie leert den Leidenskelch auf einmal, als daß ihr noch der Rest einer trügerischen Hoffnung bleibt.“

„Meine Tochter“, sagte er nun mit sanfter Stimme, „Du bist noch nicht ganz von der Treulosigkeit Deines Geliebten überzeugt, und ich habe es mir gelobt, Dir diese traurige Ueberzeugung zu geben, weil ich verantwortlich bin für das Heil Deiner Seele, die ich retten will vor den Verlockungen der bösen Lust und der Falschheit.“

„Sprecht, ehrwürdiger Vater!“ sagte Uda mit stiller Ergebung.

„Nun denn, meine Tochter“, fuhr Pater Donatus fort, „möge Gott Dein krankes Herz stärken, daß meine schlimme Botschaft es nicht zerbrechen kann. Der Vater faltete bei diesen Worten die Hände zum Gebet, dann fuhr er fort: „Der Junker betru

nicht bloß Dich und die Tochter Offena's, er betrügt auch noch ein armes leichtgläubiges Mädchen, welches ihm von Frankreich hierher gefolgt ist und als Magd in dem Hause des Gastwirths Steen Steenen lebt."

"Dieses Mädchen ist die Tochter eines Kampfgenossen Ezzards, dem er auf dem Todtbette versprochen, für sein Kind zu sorgen!" rief Adila begütigend dazwischen.

"Es ist dies eine Lüge, wie alles Andere, was Dir der Junker gesagt", antwortete der Vater, "ich selbst habe gesehen, wie Ezzard mit diesem Mädchen bei nächtlicher Stunde an dem Ufer der Zahde lustwandelte, und meine eigenen Ohren haben die gegenseitigen Liebeschwüre des Paares gehört."

"O heilige Jungfrau!" rief Adila mit herzer-schneidendem Tone, und bewältigt von ihren Gefühlen sank sie dem Vater fast bewusstlos in die Arme.

Vater Donatus war selbst tief erschüttert, Thränen drangen aus seinen Augen und mit unaussprechlicher Wehmuth blickte er auf das schöne, leidende Mädchen, dessen Herzen er vielleicht den Todesstoß gegeben.

"Meine fromme Tochter", sagte er nach einer langen Pause, während welcher die Jungfrau einige Fassung wiedergewonnen hatte, "beruhige Dich; die Religion hat lindernden Balsam für alle Wunden,

und der Allweise hat Dir diese schwere Stunde nur zu Deiner Seele wahrem Heile gesandt."

"Gott möge Ezzard die Sünde vergeben", sagt Adila mit frommer Entsaugung, während ein Strom von heißen Thränen über ihre bleichen Wangen herabrollte, „möge er glücklich sein mit derjenigen, die er wirklich liebt; die arme, unglückliche Adila wird seiner Liebe nicht entgegen treten."

"Nenne die sündhaften Gefühle des Junkers Ezzard nicht Liebe", eiferte der Vater; „wie könnte Liebe Raum haben in der Brust eines Gottlosen. Ja, meine Tochter, er und das ganze Volk dieser Gegend haben sich von Gott gewandt, sie dienen dem Bösen, der brüllend umhergeht und seine Opfer sucht; wie es mir dunkle Träume zu Zeiten offenbaren, und wenn ich jenen räthselhaften Spanier sehe, der sich Don Nigro nennt, so ergreift mich ein heiliger Zorn, aber zugleich ein namenloses Entsetzen, das mich ihn fliehen heißt."

"Ehrwürdiger Vater", sagte Adila mit bebender Stimme, „Ezzard verkehrt viel mit diesem schrecklichen Manne, vor welchem auch ich zusammenschauere, wenn ich ihn sehe. O, warnt den Unglücklichen vor diesem Menschen, der ihn vielleicht noch ganz verderben wird."

"Es ist sein Spießgefelle", antwortete der Vater, „die Wege des einen sind die des andern; ich habe

Ezzard und meine ganze Heerde oft, oft gewarnt; meine Worte wurden verlacht, ich selbst verhöhnt und nicht selten mißhandelt; nur die Gnade Gottes kann hier helfen.“

„Wer aber ist jener räthselhafte, unheimliche Mensch“, fragte Adila, „der bald mit den Rittern und Junkern, bald mit dem Volke verkehrt, und der — —“

„Wo er sich auch zeigen mag“, fuhr der Pater, dem Mädchen das Wort abnehmend, mit zornigem Eifer fort, „immer zu einem Verbrechen, zu ruchlosen Thaten, zu wahnsinnigen Ausschweifungen, zur Verhöhnung unserer heiligen Kirche, zur Lästung des ewigen Gottes das sündenbeladene Volk verleitet! Wer er ist? Forche nicht, meine Tochter; Gott kennt ihn, und wehe, dreimal wehe dem Volke, in dessen Mitte er weilen darf.“

Pater Donatus bekreuzte sich, nachdem er diese Worte gesprochen, und auch Adila, die ihm mit ängstlicher Spannung gehorcht, that unwillkürlich ein Gleiches.

In diesem Augenblicke ertönte vom Markte her ein kriegerischer Lärm; man hörte das Stampfen und Wiehern der Kasse, das Klirren der Waffen, die Commandorufe der Befehlshaber, und Pater Donatus und Adila sahen, wie die streitbaren Männer von Bant, deren Zahl sich nahe an tausend belausen

mochte, sich auf dem Marktplatz zu Fuß und zu
 Ross in langen dicht geschlossenen Reihen aufstellten.
 Der alte Häuptling von Bant, Folko Folkena, ein
 hoher Greis mit silberweißem Haar und buschigen
 Augenbrauen, unter welchen ein Paar dunkle Au-
 gen finster und zornig hervorblitzte, hielt unbeweg-
 lich auf seinem schweren friesischen Schlachtrosse an
 der Spitze des Haufens und ertheilte dem Ritter
 Bernesuer, so wie mehreren andern unteren Befehls-
 habern seine Befehle, welche dann die Reihen hin-
 untersprengten, um den Willen des Häuptlings den
 Anführern der verschiedenen Trupps kund zu thun.
 Auch Don Nigro, auf einem schwarzen Rosse sitzend,
 war in der Nähe des Häuptlings zu sehen; er un-
 terhielt sich dem Anscheine nach in lustiger Weise
 mit einem Reiter in schöner stahlblauer Rüstung,
 in welchem Adila mit einem aus tiefster Seele kom-
 menden Schmerzenslaut den Junker Ezzard erkannte.
 Dieser aber schien nicht in so heiterer Stimmung zu
 sein, wie der Spanier; er war ernst und bleich und
 aus seinen Augen blickte ein düsteres, unheimlich
 schwärmerisches Feuer. Der Häuptling blickte manch-
 mal wie in zorniger Verwunderung zu seinem Sohne
 hinüber, der ganz gegen seine Gewohnheit sich heute
 gar nicht um die Anordnungen zum bevorstehenden
 Feldzuge bekümmerte, sondern theilnahmlos darein-
 schaute und nur mechanisch sein muthiges, unruhiges

Roß zu bändigen suchte. — Bald darauf gab der Häuptling das Zeichen zum Ausbruch und die Streitmacht des Banter Fleckens setzte sich in Bewegung und zog hinaus gegen Würdelehe, deren Bewohner für einen an den Bantern verübten Viehraub eine strenge Züchtigung erfahren sollten.

„Da ziehen sie hin“, sagte der Vater, als die letzten Reihen an Will Gloyens Hause vorübergezogen waren, und das Schmettern der Kriegshörner mehr und mehr verklang; „da ziehen sie hin so siegesficher und stolz, und vielleicht hat schon der Herr in seinem Rathe beschlossen, sie in die Gewalt ihrer Feinde zu geben, vielleicht schickt er seine Engel, die mit feurigen Schwertern ihre Reihen niederhauen sollen und keiner bleibt übrig, der ihres Verderbens Kunde uns zurückbringen könnte.“

„Haltet ein, Vater Donatus, um Gotteswillen!“ rief die fromme Adila, „denkt doch an Eure eigenen Worte, die Ihr vorhin meinem alten Vater zuriefet: „Der Herr ist gütig und gnädig und seine Langmuth währet ewiglich.“

Vater Donatus faltete die Hände und wiederholte mit einer Mischung von Scham und Reue diese letzteren Worte: dann legte er tief gerührt seine Hand auf das Haupt des schönen Mädchens und sagte mit weicher zitternder Stimme: „Gott segne Dich, meine Tochter, und mir, seinem unwür-

digen Diener, vergebe er in seiner Gnade das rasch gesprochene Wort, das sich vermaß, seine Wege bezeichnen zu wollen.“ Nachdem der Pater diese Worte gesprochen, reichte er der Jungfrau die Hand, auf welche diese in kindlicher Ehrerbietung die Lippen drückte.

„Lebe wohl, meine Tochter“, sprach er dann, indem er sich zum Heimgange anschickte, „ich habe in dieser Stunde Deinem Herzen wehe thun müssen, aber ich hoffe zu Gott, daß es zu Deinem Heile geschehen ist.“

Adila antwortete nicht, aber ihre Thränen, die über die blühenden Wangen hernieder flossen, sagten dem Pater, daß ihr Herz der Zeit bedürfe, um den Schmerz über das zertrümmerte Liebesglück zu verwunden; er versuchte es deshalb auch nicht, ihr auf Neue mit Worten des Trostes zuzureden, und nachdem er zum Abschiede die weiße Stirne der Jungfrau geküßt, entfernte er sich langsamen Schrittes, um zu seinem Kloster zurückzukehren.

6.

Es waren einige Tage nach diesem Vorgange verfloßen, als in Bant ein tolles, freudiges Treiben herrschte. Jubelnd und singend durchzogen die Rit-

ter, Junker und auch die übrigen Bewohner des Fleckens die Straßen und kehrten bald hier, bald da in die Wirthshäuser ein, mit welchen Bant reichlich versehen war. Die Streitmacht des Fleckens war nämlich siegreich aus der Fehde gegen die Würdeleher zurückgekehrt, welchen letzteren sie außer dem geraubten Vieh ganze Schaaren von Pferden, Ochsen und Schafen, so wie Waffen und Geld und außerdem noch eine ansehnliche Zahl von Gefangenen abgenommen hatte. Deshalb war Freude und Jubel überall, und in Steen Steenens Hause, als dem vornehmsten Gasthause von Bant, welches wir schon aus dem ersten Capitel kennen, tobte auch die Lust und der Uebermuth am wildesten. Don Nigro, der Ritter Bernesuer und die bereits genannten Junker, unter denen nur Ezzard fehlt, lärmten bei dem in Strömen fließenden Weine in toller Weise. Nicht minder laut sind aber auch die freien Rüstlinger Friesen, die beim vollen Becher sich ihre Schätze von dem Handelsmann Joumard im Würfelspiel, welches alle leidenschaftlich liebten, abgewinnen oder vielmehr abbetrügen lassen. Der alte Steen wiegte sich behaglich in seinem weichen Sessel, welcher in der Regel nicht weit vom Tische der Ritter und Junker seinen Platz hatte, an welchen Steen, oft nicht ohne Gefahr, wie wir bereits früher gesehen, sein Mütchen mit kurz hingeworfenen Stachelworten zu kühlen



pflegte. Der große Weinpokal, der in kurzen Zwischenräumen immer aufs Neue gefüllt werden mußte, darf, so wie des Banter Gastwirths Erwähnung geschieht, gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. — Die leichtfüßige Alir war bald hier, bald dort; mit ihren Augen beherrscht sie die dienenden Personen, welche nach ihren Winken die immer lauter werdenden Gäste bedienen, und trotz des wilden Durcheinanders ist in der Bedienung eine Art Ordnung bemerkbar. Aber so aufmerksam und gewandt sich auch das hübsche Mädchen zeigt, so liegt doch eine Wolke des Trübsinns auf ihrer Stirn und unruhig schaut sie oft durch das Fenster die Straße hinauf.

„Seht doch einmal, Ihr Herren“, rief der schon halb betrunkene Bernesuer, „wie die kleine französische Here so fleißig zum Fenster hinaus lugt; sie vermißt einen gewissen Jemand, ja, ja, ich kann's mir denken. Komm einmal hierher, Du kleiner, lockenköpfiger Teufelsbraten!“ rief er dann der Französin zu.

„Was begehrt Ihr, Herr?“ fragte Alir, welche sich von der dreisten Anrede des Ritters verletzt fühlte, mit scharfem Tone, indem sie sich dem Tische, woran der Ritter saß, näherte.

„Zum Teufel!“ rief Bernesuer, „sei doch nicht gleich so schnippisch, Du kleiner Molch! Ich wollte Dir nur sagen, daß Du nach dem Junker Ezzard

Dir nicht die Augen auszugucken brauchst. Er kommt nicht.“

„Er kommt nicht?“ wiederholte Alir mit unverholnem Erstaunen; „sagt mir doch, Herr, warum er nicht kommt.“

„Warum nicht?“ lachte Bernefuer; „vermuthlich weil er Dich satt hat.“

Die Ritter und Junker lachten roh auf; der dicke Steen Steenen wurde aufmerksam und setzte den Pokal, den er eben zum Munde führen wollte, wieder auf den Tisch, was auf eine große innerliche Erregung schließen ließ; die arme Alir aber wurde blutroth und mit zornblitzenden Augen trat sie dem Ritter einige Schritte näher. „Für diesen Schimpf“, rief sie ihm zu, „den Ihr mir angethan, Ihr übermüthiger Gesell, sollt Ihr dem Junker Ezzard Rede stehen.“

„Hoho!“ rief Bernefuer, „warum nicht gleich Dir, Du kleiner Satan? Meinst Du, ich fürchte mich vor dem Redestehen? Ich habe im Türkenkriege Manchem Rede gestanden, daß ihm das Wasser aus den Augen und das Blut aus dem Herzen floß, und auch der Häuptling von Würdelehe, der wilde Erko, der jetzt in dem Burgverließ unseres Häuptlings schmachtet, sollte wünschen, daß er mich nie zur Rede gestellt. Glaubst Du, Du könntest mir drohen mit Deinem Junker, Du verbuhlte Dirne?“

Der Ritter wurde je mehr er sprach, desto heftiger, und schien nicht übel Lust zu haben, das Mädchen für ihre heftigen Worte zu züchtigen. Seine Freunde hielten ihn aber auf seinem Stuhle zurück.

„Laßt sie doch schwätzen, Ritter“, riefen Mehrere zugleich, „sie ist ja ein Weib.“

Alir aber, wegen der neuausgesprochenen Beleidigung ganz außer sich, stellte sich dem Ritter furchtlos gegenüber. „Laßt ihn nur kommen, den präherischen Ritter!“ rief sie mit vor leidenschaftlicher Aufregung zitternder Stimme, und in demselben Augenblick blitzte ein kurzer, spitzgeschliffener Dolch in ihrer Rechten.

Kaum aber hatte sie diese Worte gesprochen, so brachen alle Anwesenden in ein unmäßiges Gelächter aus, nur Bernesuer blickte wüthend auf das Mädchen. Der dicke Steen mußte vor Lachen zum zweiten Male den Pokal wieder niederstellen, ohne getrunken zu haben. Einige der Rüstlinger Friesen, welche die Französin wohl leiden konnten, suchten sie zu besänftigen, und auf ihr Zureden verließ endlich das schwer gekränkte Mädchen mit lautem Schluchzen die Gaststube.

„Nun sage noch einer“, rief Steen mit gellender Stimme, augenscheinlich, um des Ritters zu spotten, „daß der Ritter Bernesuer kein Held ist! Seine Tapferkeit hat sogar ein Weib aus dem Felde ge-

schlagen.“ Der Gastwirth lachte bei diesen Worten, daß ihm die Thränen über die von Fett und Fleisch frohenden Backen liefen.

Bernesuer bebte vor Wuth; er wollte aufspringen, aber sein trunkener Zustand ließ dies nicht zu und er begnügte sich damit, einen Weinkrug mit voller Gewalt nach dem Kopfe des Gastwirths zu schleudern, welchen er jedoch nicht traf, da seine Hand eben so unsicher war, wie seine Füße. Steen aber, dem der Weinkrug dicht am Kopfe vorbeigeschossen war und der von des Ritters wildem Sähzorne schon mehrere Proben empfangen hatte, ließ ab, ferner ihn zu reizen.

Wir lassen den Vorhang über das wüste Gelage fallen, das, je länger es währte, desto wilder wurde, und bis in die Nacht hineindauerte.

Wie der Leser schon weiß, hatten die Banter über ihre Gegner von Würdelehe gesiegt, und die eingebrachten Gefangenen, worunter Erko, der tapfere Häuptling von Würdelehe, hatte Folko Folkena massenweise in seinen Kerker werfen lassen, und nur Erko, der Vornehmste von ihnen, wurde in einem besondern Zimmer, welches sich im Erdgeschos der Häuptlingsburg befand, in ritterlicher Haft gehalten. Für Alle aber war schon das Schwert des Henkers geschliffen, denn die damalige rohe Zeit kannte gegen Kriegsgefangene keine Schonung, und bei dem Ge-

richt, welches die Häuptlinge über dergleichen Gefangene zu halten pflegten, handelte es sich nur um die Art des Todes, welchen die Unglücklichen sterben sollten. Des grausamsten Todes mußten in der Regel die Ritter und Anführer sterben und sie bezahlten demnach die Ehre, in besserer Haft gehalten zu sein, theuer genug. Ueber Erko, der den Raubzug gegen die Banter unternommen, hieß es, würde der Häuptling eine besonders strenge Strafe verhängen, und ihn zum abschreckenden Beispiel für die andern den Bantern feindlichen Stämme mit einem härenen Strick von einander sägen lassen.

Der unglückliche Erko, welcher über sein schreckliches Loos nicht im Zweifel war, stand an dem Gitterfenster seines Gefängnisses und schaute mit trübem Ernst zu den am Himmel funkelnden Sternen hinauf, deren Glanz ihm vielleicht zum letzten Mal leuchtete. Der hohe, kräftige Mann, der dem Tode oft schon ins Auge gesehen, empfand einen innerlichen Schauer wenn er an die Qualen dachte, welche seiner warteten, und krampfhast griff er mit seinen starken, knochigen Händen von Zeit zu Zeit in die eisernen Gitterstäbe seines Kerkers, die aber jeder menschlichen Kraft zu spotten schienen.

Möglich ließ sich ein Geräusch wie von Menschenritten ganz in der Nähe des Gitterfensters vernehmen, und als Erko, aufmerksam geworden,

hinausschaute, gewahrte er in der Dunkelheit zwei lange Gestalten, welche langsam und vorsichtig heranschlichen und endlich gerade unter Erko's Fenster stehen blieben. Ein freudiger Schreck durchzuckte den Gefangenen, als eine der beiden Gestalten mit leiser Stimme ins Fenster hineinrief: „Hollah, Ritter Erko, steht auf von Eurem Lager, Ihr könnt jetzt was Besseres thun, als schlafen.“

„Ich schlafe nicht;“ antwortete Erko ebenfalls leise, „seid Ihr Freunde?“

„Ei freilich sind wir Freunde!“ entgegnete dieselbe Stimme, „macht Euch nur zum Ausbruch fertig, Ihr sollt sogleich frei sein.“

Erko wollte antworten, aber das Wort erstarrte ihm im Munde, als er sah, wie die andere Gestalt, welche bisher nicht gesprochen, rasch hervortrat und die starken Bitterstäbe wie dünne Weidenruthen so weit zusammendrückte, daß der Gefangene mit Leichtigkeit durch die dadurch entstandene Oeffnung hindurchschlüpfen konnte. Obgleich sprachlos vor Erstaunen, stand doch Erko sogleich auf der Fensterbrüstung und im nächsten Augenblick im Freien. Mit stummem Danke wollte er die Hand seiner Befreier ergreifen, aber der eine entfernte sich sogleich und der andere ergriff schweigend den Arm des Ritters, ihn schnell mit sich fortziehend. Sie mußten nun beinah die ganze Burg des Häuptlings von



Bant umkreisen, ehe sie zu der Zugbrücke gelangten, welche zur höchsten Verwunderung des Ritters Erko heruntergelassen war, und welche sie ungehindert überschritten. Kaum aber hatten sie dieselbe hinter sich, so ging sie langsam und geräuschlos wieder in die Höhe. Erko athmete tief auf. „Mein Retter und Freund“, sagte er, die Hand seines Begleiters dermaßen drückend, daß dieser einen leisen Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte, „wer bist Du?“

„Vor der Hand braucht Ihr das nicht zu wissen“, entgegnete der Andere, „übrigens seid Ihr noch nicht in Sicherheit, wir sind noch mitten in der Höhle des Löwen; und so lange wir nicht die Feldstraße erreicht haben, schwebt Ihr zwischen Tod und Leben.“

Sie waren unter diesem Gespräch bis an den Marktplatz des Fleckens gekommen und huschten still an den Häusern, die denselben einschlossen, hin. Mit einemmale blieb der Begleiter des Ritters wie in Todesangst stehen. „Hört Ihr nichts, Ritter?“ fragte er leise.

„Allerdings,“ erwiderte Erko, „ich höre Stimmen und Geräusch von der Häuptlingsburg her. Laßt uns eilen, Freund, oder wir sind verloren.“

„Ja, ja“, antwortete der Andere, „jezt ist Eile vonnöthen.“ Beide beschleunigten ihre Schritte, und eben hatten sie das Haus des alten Will Gloyen

erreicht, neben welchem die Feldstraße nach Würdelehe begann, als sie mit lautem Gerassel die Zugbrücke der Hauptlingsburg niederfallen und Pferdeshusschlag erschallen hörten.

„Hölle und Teufel!“ rief Erko in Zorn und Angst, „man verfolgt uns. Soll ich wehrlos dem Feinde wieder in die Hände fallen? Habt Ihr kein Schwert?“

„Nein“, antwortete der Andre, „was könnte auch ein Schwert nützen?“

„Nun denn“, rief Erko mit steigender Angst, „so müssen wir uns verbergen, auf dieser offenen Straße wären wir ja im Augenblick entdeckt.“

„Ihr habt Recht“; sagte der Andre, indem er eine Seitenthür in Will Gloyens Hause aufstieß, „geht hier hinein; es ist ein Stall, in welchem Ihr Euch wohl verbergen könnt. Morgen Abend um diese Stunde bin ich wieder hier, und sobald Ihr ein dreimaliges Pfeifen hört, kommt Ihr heraus.“

„So sei es!“ erwiederte Erko, indem er rasch durch die geöffnete Thür in Gloyens Stall trat. Sein Begleiter drückte die Thüre wieder zu, und ging darauf dem ansprengenden Reiter einige Schritte entgegen.

„Es ist gelungen, Herr Ritter!“ rief er dem Reiter, der inzwischen herangekommen war, mit gedämpfter Stimme entgegen.

„Bravo, Joumard!“ sagte dieser, der kein Anderer, als der Spanier Don Nigro war.

„Meinen Dank will ich Dir zu einer andern Stunde aussprechen.“ Damit gab er seinem Rosse die Sporen, welches schnaubend und brausend mit ihm von dannen fuhr.

„Mögen mich alle Heiligen vor dem Danke dieses Gräßlichen schützen!“ sagte zähneklappernd Joumard, als der Ritter verschwunden war. Einen Augenblick blieb er in Gedanken stehen; dann flüsterte er leise vor sich hin: „Brauche ich denn aber seinen Dank zu verdienen? Es wäre doch einmal ein gutes Werk, wenn ich diesen Dank nicht verdiente.“ Unwillkürlich hatte Joumard unter diesem Selbstgespräch sich der Stallthüre Gloyens genähert, und mit der Furcht vor dem Spanier und einem guten Gedanken kämpfend, blieb er eine Zeitlang unschlüssig vor der Thüre stehen. Endlich siegte das bessere Gefühl und entschlossen griff er nach der Thürklinke als sich plötzlich ein lautes Getöse vom Markte her vernehmen ließ. Die Reissigen und Knechte hatten jetzt wirklich die Flucht Erkos bemerkt, und nach allen Seiten hin wurden Reitertrupps entsandt, um des Flüchtlings wo möglich wieder habhaft zu werden. Joumard durfte es unter diesen Umständen nicht wagen, den Ritter aus seinem Versteck hervorzuziehen,

und für seine eigene Sicherheit besorgt, entfernte er sich mit schnellen Schritten.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß die ausgesandten Reiter am andern Morgen ohne den entflohenen Ritter nach Bant zurückkehrten. Der alte Häuptling ras'te darüber vor Wuth; er hatte noch in der Nacht den Kerkermeister enthaupten lassen, und demjenigen, der den Flüchtling zurückliefern würde, eine glänzende Belohnung versprochen. Wir werden in der Folge sehen, wer sich den Anspruch auf diese Belohnung erwerben sollte.

7.

In ihrem reichgeschmückten Gemache saß die schöne Uda mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Sie schien sehr unruhig zu sein, denn jeden Augenblick entsank die Arbeit ihren Händen und sie schaute dann ernst und wie in tiefen Gedanken vor sich hin; dann wieder wurden ihre Züge belebter, ihre Augen glänzender und es war nicht zu verkennen, daß ihre Seele von den verschiedensten Gedanken und Gefühlen bestürmt wurde. Sie war so ganz in die Welt ihrer Gedanken versunken, daß sie das Eintreten einer Dienerin nicht bemerkte, und in deren Beisein ihren Empfindungen durch Worte Luft

machte. „Liebt er mich, liebt er mich denn wirklich?“ sprach sie leise; „nein“, sagte sie mit erhobener Stimme, „er ist ein Verräther, den nur ein Zauber zu meinen Füßen zwingt; Don Nigro aber liebt mich.“ Bei diesen letzteren Worten fühlte sie sich von einem unwillkürlichen Schauer ergriffen und indem sie scheu umherblickte, gewahrte sie zu ihrem Erstaunen die an der Thüre stehende Dienerin, welche sich ihr schon mehrere Male vergebens bemerkslich zu machen versucht hatte.

„Was willst Du?“ rief ihr Ada mit zürnender Stimme entgegen; „wie kannst Du es wagen, ungerufen mein Gemach zu betreten?“

„Verzeiht, Herrin!“ antwortete die Dienerin mit unterwürfigem Tone, „ich habe schon zweimal den Junker Ezzard gemeldet, der Euch zu sehen wünscht, aber Ihr hörtet nicht.“

„Er ist mir willkommen“; sagte Ada mürrisch, indem sie ihre Arbeit wieder zur Hand nahm und die Aufregung, in der sie sich befand, nieder zu kämpfen suchte.

Die Dienerin öffnete die Thüre und Ezzard trat ein.

Es war eine merkwürdige Veränderung mit dem Junker seit der Nacht, in welcher der Spanier ihm jenen schnellwirkenden Trank gereicht, vorgegangen. Das feste, übermüthige Wesen, wodurch er sich

früher eben nicht sehr vortheilhaft auszeichnete, war verschwunden, und an dessen Stelle ein sanfter, melancholischer Ernst getreten, der den regelmäßigen, edlen Zügen seines Gesichts etwas sehr Anziehendes verliehen haben würde, wenn nicht ein unstätes, irres Feuer, welches in seinen Augen brannte, dem Ausdrücke, der in seinem Angesichte lag, etwas Unheimliches beigemischt hätte, wovon man sich eher abgestoßen als angezogen fühlen konnte. Das frische, blühende Roth der Jugend und Gesundheit, welches sonst auf seinen Wangen lag, war ebenfalls verschwunden und hatte einer fahlen Leichenblässe Platz gemacht. So verwandelt, ging er der schönen Jungfrau, welche sich von ihrem Sitze erhoben hatte, entgegen, und drückte ihre Hand, welche sie ihm mit erzwungener Freundlichkeit darbot, mit einer wilden Inbrunst an seine Lippen.

„Guten Morgen, Junker“; sagte Uda, indem sie dem Leidenschaftlichen mit Mühe ihre Hand entzog; „Sieh doch, wie artig Ihr seid! Ihr tragt einen Blumenstrauß in der Hand, den Ihr vielleicht für mich bestimmt habt; aber Ihr gebt ihn mir nicht einmal.“

„Wie kann ich an diese armseligen Blumen denken“, antwortete Ezzard mit mühsam verhaltener Gluth, indem er ihr die Blumen ehrerbietig über-

reichte, „wenn ich in Euer holdseliges rosiges Antlitz schaue.“

„Um schöne Worte, mein edler Junfer, seid Ihr nie verlegen“; erwiderte Uda, die Blumen nehmend und sie gleichgültig auf den Tisch werfend.

Ezzard zuckte schmerzlich zusammen, als er dieses gewahrte; aber er bezwang sich und die Hand der Jungfrau ergreifend sprach er mit leidenschaftlicher Erregtheit:

„Worte, sagt Ihr, schöne Uda, Worte? So, freilich kann ich nur mit Worten Euch mein Gefühl ausdrücken, denn ich habe gelobt, Euch in Allem zu willfahren. O, daß Ihr mich einmal zu Thaten auffordern wölltet, zu Thaten, die Euch die Wahrheit und Innigkeit meiner Liebe beweisen könnten.“

„Nun, Junfer, ich bin ja mit Euch zufrieden;“ sagte Uda, „und die erste von den drei Prüfungen, die ich Euch auferlegen will, habt Ihr bald glücklich überstanden.“

„Ihr spottet meiner, holdeste Jungfrau!“ antwortete Ezzard, „Ihr nennt das eine Prüfung, daß ich mich von Allem in der Welt zurückziehe und mich Eurem Dienste ausschließlich widme; es ist dies eine Seligkeit für mich!“

„Und wenn es nun auch eine Seligkeit für mich wäre“; erwiderte Uda mit einem anmuthigen Lächeln. „dürftet Ihr Euch dann noch darüber wundern?“

„O, meine Uda!“ rief Ezzard, indem er auf die Knie stürzte und die Hand der Jungfrau mit Thränen der Freude und glühenden Küssen bedeckte.

„Gemach, Junker Ezzard“; sagte Uda streng und stolz, „Ihr vergeßt, daß Ihr noch zwei Proben, die mir Eure Liebe beweisen sollen, zu bestehen habt.“

„O, sprecht, theure Uda, sprecht gleich! Was soll ich thun?“ rief Ezzard mit flehendem Tone.

„Nun denn, so hört;“ entgegnete Uda, „und schwört, daß Ihr das thun wollt, was ich Euch gebiete.“

Ezzard sprang auf.

„Ich schwöre“, rief er laut und heftig, ich schwöre bei dem, was mir das Theuerste ist im Himmel und auf Erden — bei dem Leben meiner Uda!“

„Gut“; antwortete Uda, indem sie sich auf einen Sessel niederließ. Ezzard folgte ihr und wartete schweigend aber mit den lebhaftesten Zeichen der Ungeduld ihrer Worte.

„Ihr wißt“, fuhr Uda mit ruhigem Tone fort, daß der Häuptling von Würdelehe aus dem Kerker Eures Waters entflohen ist?“

Ezzard bejahte.

„Und da Eurem Water viel daran gelegen ist“, sprach Uda weiter, „den wilden Häuptling wieder in seine Gewalt zu bekommen, so fordere ich von

Euch, daß Ihr denselben, wann und wo Ihr ihn treffen solltet, greift und in seine Haft zurückliefert, und denjenigen, der ihn verborgen hat, der Strafe des Gesetzes überantwortet.

„Ich will hinüber nach Würdelehe“; rief Ezzard, „und ihn aus den Armen seines Weibes, seiner Kinder, oder vom Altare reißen!“

„Nicht doch“; erwiederte Uda, „wir würden vielleicht eher Euren Leichnam, als den Häuptling von Würdelehe nach Bant zurückkehren sehen. Ich glaube nicht, daß Erko sich schon wieder in Würdelehe befindet; die ausgesandten Reiter haben alle Wege abgesucht und man vermuthet, weil nichts von ihm zu entdecken gewesen, obwohl er noch keine halbe Stunde Vorsprung haben konnte, daß er sich noch in diesem Augenblicke bei irgend einem Einwohner Bants verborgen hält.“

„Wer könnte der Verräther sein, der unsern Feinde Schutz verleiht?“ rief Ezzard zornig.

„Das weiß man freilich nicht“; fuhr Uda fort, „aber nun vernehmt meinen Auftrag: Ihr reitet mit einigen Knappen gegen Abend die Straße nach Würdelehe hinunter, und wenn Ihr auf eine Stunde Weges nichts entdeckt, so kehrt Ihr zurück, so daß Ihr genau um die zehnte Stunde bei Will Gloyens Hause vorbei wieder auf dem Marktplatz eintrefft, und wenn Ihr dann den Häuptling gefunden haben

solltet, so liefert Ihr, wie Ihr geschworen, ihn, so wie die, welche ihn befreit oder verborgen haben, Eurem Vater aus.“

„Und wenn ich ihn nicht finde?“ fragte Ezzard, der sich gar nicht in Ada's Reden zu finden mußte.

„In jedem Falle“, erwiderte Ada, „habt Ihr, wenn Ihr meinen Auftrag genau befolgt, die zweite Prüfung überstanden.“

„Schöne Ada“; sagte Ezzard mit einem leichten Lächeln, „Eure Prüfungen sehen Belohnungen gleich; ich werde in Allem Eurem Willen thun, doch wollte ich, Ihr stelltet mich wirklich auf die Probe. D, laßt mich einmal durch etwas Großes Euch beweisen, wie heiß ich Euch liebe.“

Ada maß den Junker mit stehenden Blicken; dieser aber schien den bösen, feindlichen Ausdruck, der in den Augen und dem Antlitze der Jungfrau lag, nicht zu bemerken, denn mit einem schwärmerischen Entzücken, gleich als habe der holdeste Liebesblick ihn bezaubert, ergiff er Ada's Hand und bedeckte sie mit brennenden Küssen.

„Laßt das, Junker!“ sagte Ada kalt und streng, indem sie ihre Hand rasch zurückzog; erst dann, wenn Ihr die dritte Probe bestanden, gehört Euch diese Hand.“

„D, so laßt mich nicht zu lange darauf warten!“ bat Ezzard mit flehendem Tone. „Liebe und Sehnsucht“

sucht zehren an meinem Herzen mit unnenntbarer Gewalt, und ich fühle es, nicht lange mehr erträgt es diese süße, mörderische Qual.“

„Ei, ei, Junker Ezzard“; sagte Uda mit schneidendem Spott, „man merkt es doch gleich, daß Ihr in Frankreich gewesen seid. Kein Troubadour würde süßer und inniger zu der Dame seines Herzens sprechen können. Ach, wie bedaure ich, daß ich nicht im Stande bin, Euch ebenso zu antworten.“

Ezzard antwortete nicht; der kalte, verletzende Ton, mit welchem Uda gesprochen, durchschnitt sein Innerstes und wie um Schonung flehend hob er die Hände zu ihr empor. Uda schien sich einige Augenblicke an seinen Qualen zu weiden; dann aber erglänzten ihre Augen in einem wilden Feuer; sie ging einigemal mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, während sie mit einem plötzlichen Gedanken zu kämpfen schien. „Warum noch länger die Rache aufschieben?“ sprach sie leise vor sich hin, „mich drängt es zu Ende zu kommen; so sei es denn.“

„Setzt Euch zu mir, Ezzard“; sprach sie darauf mit dem freundlichsten Tone, während sie selbst auf einem Sessel Platz nahm und ihre schöne Hand nachlässig über die Lehne desselben niederhängen ließ, welche Ezzard, der ihrem Befehle sogleich Folge leistete, ergriff und entzückt über die unerwartete

Huld in den feinen hielt. Erwartungsvoll schaute er dann der Geliebten in die Augen.

„Mein lieber Gzzard“; begann Uda nach einer kleinen Weile, „schon lange hat es mich gekränkt, daß ich es nicht vermag, meine Worte so zierlich zu setzen, meinen Gedanken so schöne Worte zu geben, wie Ihr es könnt und wie es die feinen Leute können, die in dem Lande wohnen, wo die Troubadours ihre süßen Minnelieder singen.“

„Ich verstehe Euch nicht, schöne Uda“; erwiderte Gzzard, den des Mädchens Reden zu verwirren schienen; „Eure Worte tönen mir wie Musik und leider weiß ich es, daß ich nur ein ungeschickter Geselle bin, der sich mit Euch in zierlichen Reden nicht messen kann.“

„Nein, nein, Junker, Ihr weicht mir nicht aus!“ rief Uda mit Lebhaftigkeit; „Euch genügt nicht die einfache, ungekünstelte Rede einer Banter Jungfrau, eines Bauermädchens, wie der Ritter Bernesfuer uns nennt; denn warum plaudertet Ihr sonst so häufig mit der welschen Magd, welche die Gäste des alten Steen Steenen bedient? Ist es nicht die honigsüße Rede, die Euch zu ihr hinzieht, Junker Gzzard?“

Bornig hafteten Uda's Augen auf dem Angesichte des Junkers, denn sie sah, wie sich dasselbe plötzlich entfärbte, als sie die Französin nannte; und sie konnte nun nicht mehr an einer früher stattgehabten

Untreue ihres Geliebten zweifeln. Von ihrem Gefühl überwältigt, zog sie ihre Hand aus der des Junkers zurück, und es dauerte lange, ehe sie die nöthige Ruhe und Fassung wieder gewonnen hatte, um das Ziel, welches sie im Auge hatte, zu verfolgen.

„Ihr antwortet mir nicht, Junker?“ sprach sie dann mit einer berechneten Verwunderung weiter, „wird es Euch so schwer, einer verzeihlichen Schwäche das Wort zu reden, oder sie zu läugnen? Junker, Junker! laßt mich nicht fürchten, daß Euch noch etwas Anderes an einer elenden Magd gefällt, als ihre glatte Zunge.“

Wie ein Verbrecher, an allen Gliedern zitternd und mit gesenktem Haupte saß Ezzard da. Sonst stets fertig mit Entschuldigungen und lügnerrischen Bethuerungen, schien er jetzt von aller geistigen Kraft, von seiner früheren Schlaueit und Verstellungskunst verlassen zu sein. Mit bebender Stimme flüsterte er nur die Worte: „Verzeihung, meine Geliebte“; und da Uda ihn mit schweigendem Zorne anblickte, schrie er in wilder Bewegung: „Verzeihe mir, göttliches Mädchen, oder ich stürze mich vor Deinen Augen in mein Schwert.“ Er wollte bei diesen Worten sein Schwert aus der Scheide reißen, aber Uda wehrte es ihm.

„Laßt das, Ezzard“; sprach sie dann, „Ihr habt mich überrascht — das habe ich nicht erwartet.“

Laßt mir einen Augenblick Zeit — Also Ihr, Ihr habt ein schmäbliches Spiel mit mir getrieben, Ihr liebt eine niedrige Magd, Ihr gesteht es mir und wagt es, Euch zu gleicher Zeit um meine Gunst zu bewerben?“

„Versteht mich, Uda!“ rief Ezzard in fürchterlicher Angst, „ich liebte sie einst, ich liebe sie nicht mehr, ich verabscheue, ich hasse sie jetzt, denn ich liebe nur Euch, und jene Magd soll nicht leben, wenn es Eure Seele betrübt, daß sie einst meine Liebe besessen.“

„Gut, gut“; antwortete Uda, welcher dieses Entgegenkommen nicht unerwünscht zu sein schien; „Eure Reue, Eure Aufrichtigkeit gefallen mir, aber wer steht mir dafür, daß Eure Liebe zu der Magd des Gastwirthes nicht einst wieder erwacht?“

„O, nie, nie!“ betheuerte Ezzard, indem er vor Uda auf die Knie sank.

„Könnt Ihr etwa Euern Gefühlen gebieten?“ fragte Uda streng; „nein, Junker, ich muß eine sichere Bürgschaft für Eure Liebe haben, als Euer Wort mir zu geben vermag. Ich will nicht leben in der steten Furcht vor einer Nebenbuhlerin. Ezzard, seid Ihr bereit, die letzte Probe zu bestehen?“

„Ich bin es“; antwortete Ezzard, „spracht, holde Uda, was soll geschehen?“

„Nun denn“, sprach Uda langsam betonend, während Zorn und Wuth den funkelnden Blick ihres großen dunklen Auges entstellten, „so merket wohl auf meine Worte. Nicht eher seht Ihr Uda's Angezicht wieder, ich schwöre es hier bei Allem, was mir auf Erden theuer — als bis das Herz der Magd, die Ihr geliebt, aufgehört hat zu schlagen.“

Nach diesen Worten wendete sie sich stolz ab und verließ das Gemach. Ezzard stand einen Augenblick wie vom Donner gerührt. Was er kurz vorher in wahnsinniger Liebesgluth thun zu wollen freventlich erklärt hatte, erfüllte ihn jetzt, da es bestimmt von ihm verlangt worden, mit einem kalten Schauer. Aber bald siegte die leidenschaftliche, durch einen Zaubertrank angefachte Liebe zu dem herzlosen Geschöpfe, welches ihn so eben verlassen, über die schwachen Regungen seines Gewissens, und düster vor sich hinstarrend sprach er zu sich selbst: „Was bebe ich denn vor einer That, die mir den Himmel erschließt und meine Seele von einer drückenden Sorge befreit. Ulix steht wie ein drohendes Rachegepenst zwischen mir und meinem Glücke; sie darf, sie kann nicht leben, wenn ich glücklich sein will. Die That ist schrecklich, aber sie gewinnt mir die Seligkeit, die Seligkeit, welche der Bestig der göttergleichen Uda gewähren muß. Solchen Lohn verkauft man nicht um geringen Preis.“ „Sie

sterbe!" rief er dann plötzlich mit lauter Stimme; „ihr Tod macht mich zum Gott und befreit sie von einem elenden, jammervollen Leben.“

„Wie mild und gütig Ihr denkt, edler Junfer“; ertönte eine tiefe Stimme hinter ihm, und als Ezzard sich wandte, sah er sich dem Spanier Don Nigro gegenüber, der während der letzten Worte Ezzards eingetreten war, und diesen jetzt mit einem tückischen spöttischen Blicke betrachtete.

„Seid Ihr endlich zur Erkenntniß gekommen?“ fuhr er darauf fort, „seht Ihr jetzt ein, was Euch nützt und frommt? Ich sagte es Euch schon früher, was geschehen mußte, aber damals wolltet Ihr den Rath, den ich Euch gab, nicht befolgen.“

„Geht Ihr mit Eurem Rath zur Hölle!“ rief Ezzard mit einer Mischung von Zorn und Grauen und mit Verachtung wandte er dem höhnisch auflachenden Spanier den Rücken und eilte von dannen.

Als die Thüre hinter ihm zugefallen war, trat Uda aus einem Seitengemache, Don Nigro ging ihr entgegen und führte die ihm von dem schönen Mädchen dargebotene Hand mit ehrerbietiger Galanterie an seine Lippen.

S.

Es war am folgenden Tage um die zehnte Stunde, als es auf dem Marktplatze zu Bant in eigenthümlicher Weise lebendig zu werden begann. Die Einwohner von Bant, Männer, Frauen und Kinder, waren zahlreich versammelt, und jeder suchte möglichst nahe an einen mitten auf dem Marktplatze durch Pfahl- und Bretterwerk eingefriedigten freien Raum zu kommen, in welchem der Häuptling an diesem Morgen Gericht zu halten beschloffen hatte. Auf einem etwas erhöhten Platze stand ein für den Häuptling bestimmter, mit rothem Sammet ausge Schlagener Sessel, dessen Füße und Armlehnen von gediegenem Golde waren. Etwas weiter vor ihm zur linken und rechten Seite standen zwei schwere eichene Blöcke, und auf jedem derselben lag ein blank geschliffenes Beil. Mehrere Personen waren emsig beschäftigt, in Mitten des abgeschlossenen Raumes Alles zu dem bevorstehenden Gerichte vorzubereiten. Die schweigsame Geschäftigkeit dieser Leute hatte etwas seltsam Grauensvolles; ihre unheimlich blickenden Augen, ihre verzerrten Züge mußten auf Jeden, der sie sah, einen peinlichen Eindruck machen, um so mehr, da die hier versammelte Menge wußte, welche schreckliche Arbeit diese Männer in wenigen Minuten an diesem Platze zu verrichten

hatten. Jetzt schien Alles zu dem schauerlichen Akte vorbereitet zu sein; die Henker und deren Knechte, denn das waren diese Leute, stellten sich seitwärts von dem erhöhten Platze, auf welchem der Sessel des Hauptlings stand, auf, um auf den Wink ihres Herrn und Gebieters sogleich bereit zu sein. In tiefem Schweigen harrte die ringsumherstehende Menschenmenge des gräßlichen Schauspiels, zu welchem der Hauptling sie durch öffentliche Ausrufer hatte einladen lassen.

Jetzt ertönte vom Kirchthurm die zehnte Stunde, und als der letzte Schlag verklungen war, begann ein dumpfes Trauergeläute und aus der Ferne erschallten der Kriegshörner langgezogene, schauerliche Klänge. Es war das Zeichen, daß die Gefangenen und andere Verbrecher auf dem Wege zum Richtplatze sich befanden. Bald darauf entstand in der Menge eine drängende Bewegung, eine Gasse bildete sich und begleitet von zahlreichen Bewaffneten wurden die Kriegsgefangenen in den abgeschlossenen Raum geführt. Voran gingen die Ritter und Adligen nur an den Händen gefesselt. Sie hielten das Haupt stolz emporgerichtet, und auf keinem Gesichte war Furcht oder Todesangst zu lesen. Man führte sie auf die rechte Seite der Hauptlings-Tribüne. Dann folgten die andern Gefangenen, freie Friesen und leibeigene Kriegsknechte, alle waren paarweise,

mit Ketten an einander geschlossen. Auch die freien Friesen schauten gleich den Rittern muthvoll umher und nur die Leibeigenen waren weniger gefaßt und sahen bleich und zitternd vor sich nieder. Den langen Zug schlossen drei, schwerer Verbrechen angeklagte Personen, eine alte Frau und zwei Männer, Sammergestalten, welche laut aufheulten, als sie die Todesblöcke mit den darauf liegenden Beilen und die andern Hinrichtungswerkzeuge erblickten. Alle wurden auf die linke Seite geführt. Die Bewaffneten, welche die Schwerter nicht gezogen hatten schlossen um sämtliche Todes=Candidaten einen Kreis. — Plötzlich ertönte ein Trompetenstoß, Alle Blicke wandten sich nach der Gegend, woher er erschallte, und der Häuptling von Bant, Folko Fokena, in einem schwarzen Sammtwamse und mit einem langen Schwert umgürtet, trat in den Kreis und nahm dann auf dem auf der Tribüne stehenden goldenen Sessel Platz. Mit dem Häuptling waren der Spanier Don Nigro, Ezzard und mehrere andere Ritter und Junker eingetreten, welche gleichfalls die Tribüne bestiegen und sich zu beiden Seiten des Häuptlings aufstellten.

Der Häuptling, welcher seinen Zorn und Merg über die Flucht seines vornehmsten Gefangenen noch nicht überwunden hatte, sah finster und grimmt aus; er warf einen langen Blick auf die Gefangenen

deren Köpfe er zu zählen schien. Dann erhob er sich von seinem Sessel und sich auf sein Schwert stützend rief er mit lauter, weithin schallender Stimme:
 „Nehmt den Gefangenen die Ketten ab!“

Es geschah augenblicklich. Zu gleicher Zeit aber zogen die Bewaffneten, welche um die Gefangenen einen Kreis gebildet hatten, die Schwerter. Hierauf ließ sich der Häuptling wieder auf den Sessel nieder, und auf seinen Wink wurden die gefangenen Ritter und Adeligen, acht an der Zahl, von ebensoviel Bewaffneten begleitet, vor seinen Richterstuhl geführt.

„Ihr seid Diebe und Räuber!“ schrie der Häuptling sie an, als sie vor ihm standen.

„Wir sind Ritter und ehrliche Kriegsmänner!“ antwortete der älteste der Gefangenen, der Ritter Hillard, „Ihr dürft uns richten, Häuptling, denn wir sind in Eurer Gewalt; aber beschimpfen dürft Ihr uns nicht, sofern Ihr auf den Namen eines Ritters Anspruch haben wollt.“

„Ihr Großmaul!“ polterte der Häuptling, „habt Ihr nicht wie gemeine Diebe unsere Pferde und Ochsen von unsern Weiden gestohlen?“

„Wir lebten mit Euch im Streit;“ erwiderte der Ritter, „und suchten Euch, wie es im Kriege üblich, Schaden zuzufügen, und uns auf Eure Kosten zu bereichern.“

„Ja, ja“, lachte der Häuptling mit grimmigem Hohne, „Euch armen Schluckern gelüstete nach dem Reichthum und Segen unserer fetten Wiesen und Felder. — Kann's Euch nicht verdenken. Aber warum schicket Ihr nicht lieber eine Bettelgesandtschaft? Wir hätten Euch vielleicht ein Stück Geld in Euren Beutel, einen Braten in Euren Topf und Milch in Eure Eimer gegeben.“

Die gefangenen Ritter schossen wüthende Blicke auf den Häuptling und der Ritter Hillard, vor Zorn bebend, wollte demselben einige Schritte näher treten, welches aber von dem hinter ihm stehenden Bewaffneten verhindert wurde. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er sich gefaßt hatte, dann sprach er mit Würde und Stolz.

„Wenn ich ein Schwert hätte, so sollte dieses Euch Antwort geben, auf die Beleidigung, die Ihr mir und meinen Freunden zugesügt. Aber wir sind in Eurer Gewalt und müssen Eure Stachelreden dulden. Fahrt nur fort uns zu beleidigen zu Eurem eigenen Schimpf.“

„Wahre Deine Zunge! Du Schurke! sofern sie Dir lieb ist!“ schrie der Häuptling, indem er sich halb von seinem Sige erhob und mit der Hand nach dem Schwerte griff.

„Ich werde sie gebrauchen, so lange ich sie habe“; rief der Ritter Hillard im höchsten Zorn.

„und werse Euch den Schurken in Euren eigenen Hals zurück! So schnell Ihr mir sie aber auch ausreißen lassen könnt, sie wird immer Zeit genug behalten, Euch, Eure Kinder und Kindeskinde zu verfluchen!“

Bleich vor Zorn sank der Häuptling auf seinen Sitz zurück; dann winkte er einem Bewaffneten und flüsterte demselben einige heftige Worte ins Ohr. „Fort mit dem Bettelpack!“ schrie er dann laut, „und thut ihm, wie ich es geheiß.“

„Noch ein Wort, Häuptling!“ rief einer der gefangenen Ritter; „Ihr nennt uns Bettelpack; gebt uns frei, so soll jeder einzelne von diesem Bettelpack Euch ein Lösegeld zahlen, wie es noch von keinem Könige bezahlt worden. Was antwortet Ihr auf diesen Vorschlag, Ihr alter Prahler?“

Die übrigen Gefangenen lachten bei diesen Worten ihres Unglücksgefährten höhnisch auf und wie aus einem Munde scholl es aus ihrem Kreise dem Häuptling entgegen: „Nun, was antwortet Ihr auf das Anerbieten eines solchen Bettelpacks?“

Der Häuptling war aus dem Allen gewahr geworden, daß er den Stolz und Muth seiner Gefangenen nicht brechen könne, was, wenn es ihm gelungen wäre, ihn vielleicht zu einer milderen Behandlung derselben veranlaßt hätte. Je stolzer sie

ihr Haupt erhoben, je muthiger sie dem Tode zu trogen schienen, desto mehr wuchs sein Zorn und Haß und mit todfeindlichen Blicken rief er als Antwort zurück: „Und wenn sich Eure Häuser in Goldklumpen, die Regentropfen, die auf Eure Aecker fallen, in Diamanten verwandelten und Ihr müßt dann Eure Häuser und Aecker als Lösegeld bringen wolltet, Ihr müßtet dennoch sterben! — Fort mit ihnen.

Die Gefangen wurden jetzt von den Bewaffneten zum rechtsstehenden Blocke geführt, welcher von den Henkern etwas weiter in die Mitte des Kreises gerückt worden war, damit der Häuptling von seinem Sitze aus dem schrecklichen Schauspieler zusehen könne. Ehe die Gefangenen aber dahin abgingen, maßen sie den Häuptling mit stolzen herausfordernden Blicken und wandten ihm darauf, gleichsam mit Verachtung den Rücken.

Beim Blocke angelangt, traten die Bewaffneten auf die Seite, und die Henker bemächtigten sich ihrer Opfer. Sie stellten dieselben in einem Halbkreis um den Block herum, so daß jeder derselben die Hinrichtung seiner Freunde mit ansehen mußte, bis ihn selbst die Reihe traf. Es war ein jammervoller Anblick, die hochgewachsenen Männer, alle noch in der Blüthe der Jahre und vollen Manneskraft, einem so kläglichen Ende entgegen gehen zu sehen.

„Zieht Euer Wams aus, Junker Manso, und tretet hierher!“ sprach jetzt der Henker, indem er das Beil ergriff und mit mordlustigen Blicken den Genannten erwartete. Dieser, ein junger, schöner Mann, machte bereits Anstalt, der Aufforderung des Henkers Folge zu leisten, aber der Ritter Hillard rief mit lauter Stimme zum Häuptling hinüber: „Bergönnt, daß wir den letzten Abschied von einander nehmen!“ und ohne die Antwort des Häuptlings zu erwarten, umarmten sich die Todesgenossen schweigend. Keine Thräne aber zeigte sich in den Augen der Unglücklichen, sie blickten sich einander theilnehmend, aber ernst und ruhig ins Angesicht und schüttelten sich dann zum Abschied in altgewohnter Weise die Hände.

„Reißt sie von einander!“ schrie Folko Folkena den Henkern zu, „und verrichtet Euer Amt!“

Die Gefangenen traten wieder an ihren Platz und der Junker Manso warf jetzt schnell sein Wams ab und trat mit raschen, festen Schritten an den Todesblock, kniete nieder und wollte sein Haupt auf denselben niederlegen.

„Steht auf!“ befahl ihm der Henker, „und legt Eure rechte Hand auf den Block.“

„Im Namen Gottes! haltet ein!“ ertönte jetzt plötzlich eine laute, kräftige Stimme, und der Pater Donatus, ein Crucifix in der Hand und mit seinem



geistlichen Gewande angethan, drängte sich durch die dichte Menschenmenge und nahte sich der Tribüne des Häuptlings. „Das wolle Gott nicht, mächtiger Häuptling!“ rief er diesem entgegen, daß Ihr diese Unglücklichen in den Tod schickt, ehe sie mit ihrem Gott versöhnt sind. Ihr habt mich nicht rufen lassen, denn Ihr seid verblindet vom Zorn und gedenket des Ewigen nicht, der sich jetzt Eures Armes zur Vollstreckung seines unerforschlichen Willens bedient. Aber achtet in mir seinen Diener, den er ebenfalls gesandt hat, auf daß er sein heiliges Amt verwalte und Euch vor einer Sünde bewahre.“

„Sagt doch den Pfaffen ins Kloster zurück!“ rief der Spanier, der neben dem Häuptling stand, diesem zu; „der dumme Hochmuth der scheinheiligen Glasköpfe tritt Euch überall entgegen und schadet Eurem Ansehen.“

„Schweige, Versucher!“ donnerte Pater Donatus, der des Spaniers Worte gehört hatte, indem er das Crucifix in hoeherehobener Hand haltend demselben einige Schritte näher trat.

Don Nigro wich mit Entsetzen zurück, sein ohne hin häßliches Gesicht verzerrte sich grauenhaft, die sonst so stattliche Gestalt schien wie vernichtet in sich zusammen zu sinken, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, stand er an allen Gliedern zitternd da.

Mit Erstaunen hatten der Häuptling und die um ihn Stehenden die Verwandlung des Ritters bemerkt, aber gleich darauf loderte der Zorn des Häuptlings, der, wenn Don Nigro nicht gesprochen hätte, schon früher losgebrochen wäre, wieder heftig empor.

„Hund, von einem Pfaffen!“ schrie er dem Pater Donatus entgegen, „willst Du mir vorschreiben, was ich thun und lassen soll? Die Verbrecher sollen sterben ohne Zuspruch und Absolution. Ich will es so! Und Du pack Dich sogleich aus meinen Augen, wenn Du nicht mit Hunden von dannen gehezt sein willst!“

„Ich bin in der Hand des Herrn“; sprach der Pater mit demüthiger Ergebung, indem er einen Blick voll unaussprechlichen Schmerzes zum Himmel sandte und wie segnend die Hände gegen die dem Tode Geweihten ausstreckte; „mir geschehe nach seinem Willen! Eurer aber erbarme er sich in seiner unendlichen Gnade und verlasse Euch nicht in Eurer letzten Stunde.“ Mit diesen Worten verließ der Pater mit langsamen Schritten den Ort, an welchem gleich der Tod eine reiche Ernte halten sollte.

„Bei meinem Schwert!“ rief Don Nigro jetzt, „Ihr laßt den Pfaffen viel hingehen. Mit Eurer Langmuth wächst der Glasköpfe Hochmuth; sie werden Euch immer in den Weg treten, wenn Ihr ihnen nicht einmal vom Stiere die Hörner zeigt.“



„Dank' Euch für den Rath, Herr Ritter“; antwortete der Häuptling mit einem verächtlichen Lächeln, „das Armesündergesicht, welches Ihr so eben noch zeigtet, paßt aber schlecht dazu. — Hierauf wandte er sich zu den Henkern, welche seine Befehle aufs Neue zu erwarten schienen, da sie noch nicht ihr blutiges Tagewerk begonnen hatten.

„Nun, was zögert Ihr noch?“ herrschte er ihnen zu; „thut Euer Amt und sputet Euch.“

Rasch ergriff jetzt der Henker das Beil; „heran Junker Manso!“ rief er dann laut, indem er das Beil einigemale, anscheinend um seinen Arm zu üben, um den Kopf schwang.

Der Gerufene trat zum zweiten Male an den Block und dem schon erhaltenen Befehle Folge leistend, legte er ruhig die rechte Hand darauf nieder. — Das Beil blitzte in der Luft und die Hand lag getrennt vom Arme auf dem Blocke. Der Junker zuckte heftig zusammen, aber kein Laut des Schmerzes entfuhr seinen Lippen; er sah nur mit einem Blick voll Haß und Verachtung zum Häuptling hinüber und legte dann schweigend die linke Hand auf den Block. Aber der Henker stieß ihn zu Boden, ein anderer drückte seinen Kopf auf den Block, das Beil blitzte abermals und der Kopf des Junkers Manso rollte in den Sand. — Der Henker winkte hierauf einem der andern Ritter, dessen verstümmelte Leiche

ebenfalls nach wenigen Secunden von den Henkersknechten fortgetragen wurde. Sieben Ritter waren auf diese Weise unter dem Richtbeil gefallen, als der Ritter Hillard, der mit unverändertem Gesicht der Hinrichtung seiner Freunde zugesehen, auf den Ruf des Henkers an den verhängnißvollen, bluttriefenden Block trat. Als er wie seine Vorgänger die Hand darauf legte, hieb ihm der Henker den Daumen ab. Zornig blickte der Ritter seinen Peiniger an, denn er glaubte, daß ein ungeschickter Hieb seine Qualen vermehrt habe. Aber beim zweiten Hiebe auch erst der zweite Finger weg, dann der dritte und so weiter, und der unmenschliche Häuptling ließ dem Unglücklichen die zehn Finger seiner Hände einzeln abhauen, ehe sein Haupt vom Rumpfe getrennt wurde.

Hierauf wurden die kriegsgefangenen „freien Friesen“ vor den Häuptling geführt, welcher ihnen das Verbrechen, um dessentwillen sie gestraft werden sollten, nur ganz im Allgemeinen vorhielt, und ihnen darauf ihr Urtheil verkündete.

„Ihr seid mit den Waffen in der Hand gefangen worden“; rief er ihnen entgegen, „und die Helfershelfer der Raubritter, deren Häupter Ihr fallen gesehen, gewesen. Bereitet Euch zum Tode!“

„Wir sind bereit!“ tönte es dumpf aus dem Kreise der Gefangenen zurück.

Der Häuptling gebot nun dem Anführer der Bewaffneten die Verurtheilten zum rechtsstehenden Blocke, auf welchem so eben die Ritter enthauptet worden, zu führen. Die Gefangenen horchten hoch auf; sie schienen erstaunt aber auch zugleich erfreut darüber zu sein, daß ihr Blut sich mit demjenigen ihrer Ritter und Führer mischen sollte und mit einem stolzen, freudigen Ausdrücke im Gesichte gingen sie, ihr Haupt dem Todesstreiche darzubieten. Es lag aber keineswegs in der Absicht des Häuptlings, den „freien Friesen“ eine Ehre zu erweisen, er wollte nur zu Ende kommen, und befahl die Hinrichtung der leibeigenen Knechte, ohne sie einmal vor seinen Stuhl führen zu lassen, zu gleicher Zeit auf dem linksstehenden Blocke vorzunehmen. Die Blutarbeit begann. Sämmtliche Gefangene brauchten jedoch nur ihren Kopf und nicht wie die Adelligen auch ihre Hand auf den Richtblock zu legen. Das Blut floß im strengsten Sinne des Wortes in Strömen über den Marktplatz hin und viele Knechte waren fortwährend beschäftigt, die Leichen fortzuschleppen, welche sämmtlich in ein ungeheures Grab geworfen wurden, das nicht weit vom Marktplatze zu dem Ende schon Tags zuvor gegraben worden. In weniger als einer Stunde waren sämmtliche Kriegsgefangene in die Ewigkeit befördert, und der Häuptling ließ jetzt die alte Frau, welche der Hererei an-

geklagt war, vor seinen Stuhl bringen. Das Weib zitterte heftig, die Todesangst schnürte ihr die Kehle zu, so daß sie auf keine der Anklagen wegen Beherung von Kühen, Schafen und Pferden u. s. w., deren sie sich schuldig gemacht haben sollte, irgend etwas erwiedern konnte. Nur als der Häuptling gebot, sie in einen Sack zu stecken und in die Fahde zu werfen, und die Henker sie ergriffen, um den Spruch des Häuptlings zu vollstrecken, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und fand plötzlich ihre Sprache wieder. Während der Henker beschäftigt war, sie einzunähen, betheuerte sie immer ihre Unschuld und bat um ihr Leben. Aber der Richter hatte ihr Urtheil bereits gefällt und bald darauf wurde sie von zwei Knechten fortgeschleppt und von einem Gerüste herunter in die Fahde gestürzt.

Jetzt kamen die beiden Verbrecher an die Reihe. Es waren zwei Brüder, die Vater und Mutter ermordet hatten, um früher in den Besitz der elterlichen Habe zu gelangen, und die ihr entsetzliches Verbrechen bereits eingestanden hatten. Ihre Strafe war so gräßlich wie ihre That. Der Häuptling ließ ihnen zuerst die Füße und Hände, darauf die Arme bis zum Elbogen und die Beine am Knie abhauen. Solchergestalt verstümmelt wurden die Glenden, deren herzerreißendes Geschrei durch die Lüfte drang, Jeder auf einem der Blöcke festgebunden,

und darauf vor ihren Augen in der Mitte des Marktplatzes ein Grab gegraben. Als dasselbe fertig war, legte man die vor Schmerz fast wahnsinnig gewordenen Unglücklichen mit den von ihren Körpern getrennten Gliedmaßen hinein, und warf darauf, die Verbrecher lebendig begrabend, die Grube zu.

Das Schreckensgericht war beendet. Der Häuptling erhob sich von seinem Sitze und verließ, begleitet von seinem Sohne, dem Ritter Don Nigro und mehrern Adeligen den Marktplatz. Die Menschenmenge, welche den Hinrichtungen beigewohnt hatte, verlief sich in dumpfem Schweigen, die Bewaffneten wurden von ihren Führern entlassen und nur die Henker und ihre Knechte blieben noch eine Zeit lang auf dem Marktplatze zurück, um ihre Todesgeräthe bei Seite zu schaffen, und so gut es gehen wollte die blutigen Spuren ihres Gewerbes durch aufgeworfenen Sand zu vertilgen.

10.

Der ganze Flecken war in freudiger Aufregung; Erko, der Häuptling von Würdelehe war, wie wir bereits erfahren haben, zum großen Aerger des alten Folko Fokkena und der ganzen Einwohnerschaft von Bant früher seiner Haft entkommen, und man hatte die Hoffnung, seiner wieder habhaft zu werden, be-

reits aufgegeben. Nun war aber zur großen Freude Aller dieser Häuptling wieder in seine Haft zurückgeliefert und Folfo Folfena hatte obendrein den Verräther, der ihm zur Flucht behülflich gewesen und später verborgen gehalten hatte, in seine Gewalt bekommen. Dieser Verräther war aber niemand anders, als der alte Will Gloyen, der, wie die Leser aus dem Vorhergehenden gesehen haben, unschuldig an der ganzen Sache war, und nur durch die List und Bösheit des Spaniers Don Nigro, seines Helfershelfers Soumard und der rachsüchtigen Uda in diesen bösen, sein Leben bedrohenden Verdacht gerathen war. Denn wie sollte es ihm gelingen, seine Unschuld darzuthun, da Niemand, selbst seine Freunde nicht, an der Schuld des alten Will Gloyen zweifelten. Erko war nämlich in dem Augenblick, als er den Stall Will Gloyens zur Nachtzeit verlassen wollte, von dem Sohne des Banter Häuptlings, dem Junker Ezzard, aufgegriffen und ins Gefängniß zurückgeschafft worden. Die Aussage Erko's, daß er ohne Wissen Will Gloyens in dessen Stall geflüchtet, als er sich verfolgt geglaubt, fand natürlich keinen Glauben, da Erko den Namen seines wirklichen Befreiers nicht kannte, denselben aber auch in keinem Falle verrathen haben würde, selbst wenn er denselben gekannt hätte. Will Gloyens war deshalb ebenfalls in den Kerker gebracht, und es



ging das Gerücht, daß er morgen, wo Folko Follena den Häuptling von Würdelehe zu richten beschlossen hatte, das bejammernswürdige Loos desselben theilen würde.

In dem Hause Will Gloyens aber herrschte die trostloseste Verzweiflung. Die unglückliche Adila und ihre alte Mutter beteten und wehklagten und wußten ihres Leids kein Ende. Der Vater Donatus war unablässig bemüht, den Unglückseligen Trost zuzusprechen, aber es gelang ihm nicht, die Tiefgebeugten, die einen geliebten Gatten und Vater auf eine schreckliche Weise verlieren sollten, aufzurichten. Es war indeß eine besondere Vergünstigung, daß die Mutter und Tochter des vermeintlichen Verbrechers ihre Freiheit behalten hatten, denn im ersten Zorn hatte Folko Follena befohlen, die ganze Familie Will Gloyens in Ketten zu legen, und nur die dringenden Bitten und Vorstellungen des Junkers Ezzard, der sich für die Unschuld der Mutter und Tochter mit seiner Ritterehre verbürgt und als einzigen Lohn für die Gefangennehmung des Häuptlings deren Freiheit erbeten hatte, waren vermögend gewesen, dieses Schicksal von ihnen abzuwenden. Der Vater Donatus, Adila und deren Mutter waren allein von der Unschuld Will Gloyens überzeugt, denn er hatte in dem Augenblick, als die Schergen des Häuptlings ihn ins Gefängniß abführten, geschworen,

daß er unschuldig an der Flucht Erko's sei und nicht gewußt habe, daß derselbe sich in seinem Stalle verborgen gehalten. Nur sie wußten, daß der gottesfürchtige Mann keines falschen Schwures fähig sei, aber sie wußten auch, daß Niemand sonst Gewicht darauf legen würde, und daß, wenn nicht andere Beweise seiner Unschuld zu finden sein sollten, ihn nichts vor einem schmählischen Ende retten könne. Was den Schmerz der Unglücklichen noch erhöhte, war, daß Ezzard, welchem Adila mit inniger Liebe zugethan gewesen und dessen Andenken ihrer Seele auch jetzt noch theuer war, ihnen diesen unaussprechlichen Jammer bereitet.

Plötzlich schrie Adila laut auf, ihre Thränen verriegelten und wie abwehrend streckte sie ihre Arme nach der Thüre hin, deren Schwelle Ezzard so eben überschritt. Er sah bleich und verstört aus, seine sonst so stattliche Gestalt erschien wie die eines Greises, niedergebeugt und wie von der Last der Jahre zusammengesunken. So stand er einem Gespenste gleich der unglücklichen Adila, seiner früheren Geliebten, gegenüber, die, obgleich selbst bleich und abgezehrt dennoch von einer wunderbaren, rührenden Schönheit umflossen war.

„Was willst Du von mir, Du Entsetzlicher! sagte Adila, als sie sich von ihrem Erstaunen, den Junker in ihrer Wohnung und so schrecklich ver-

ändert wieder zu sehen, erholt hatte, mit schwacher, fast tonloser Stimme.

„Deine Verzeihung!“ antwortete Ezzard, indem er sich der Junfrau näherte und deren Hand ergreifen wollte.

Rasch trat der Pater Donatus jetzt zwischen den Junker und Adila. „Ihr bedürft deren nicht, Junker Ezzard“; sprach er dann mit Würde und Festigkeit; „Ihr habt gehandelt, wie Ihr es Eurer Pflicht und dem Gesetze schuldig waret; Ihr habt sogar großmüthig und edel gehandelt, da Ihr Euch für die Unschuld dieser bejammernswerthen Weiber verbürgtet. Statt der Verzeihung gebührte Euch vielmehr Dank. Solltet Ihr aber gekommen sein, diesen entgegen zu nehmen, so habt Ihr nicht die beste Stunde gewählt.“

„Laßt das, frommer Pater“; sprach Ezzard sanft, „Eure bitteren Reden treffen mich nicht, denn bei meiner Ehre, ich konnte nicht anders. Aber es zerreißt mir das Herz, daß gerade ich es sein mußte, der den Vater Adila's ins Verderben stürzte. Verzeihe mir diese That, gute Adila, die ein unglücklicher Zufall von mir verlangte.“ Er war mit diesen Worten an dem Pater vorübergegangen und suchte abermals Adila's Hand zu fassen. Das Mädchen aber wich mit einem unwillkürlichen Schauder vor ihm zurück, und ohne ihn anzusehen sprach sie

mit bewegter, zitternder Stimme: „Du hast mich verrathen und betrogen, Du hast meinen unschuldigen Vater dem schrecklichsten Schicksal übergeben. Rette ihn, Unglücklicher, so will ich Dein anderes Unrecht Dir vergeben. Rette meinen unschuldigen Vater.“

„Wenn er unschuldig ist“, antwortete Ezzard rasch, „so soll ihm kein Haar gekrümmt werden; aber schafft den Beweis.“

„Er hat einen heiligen Eid geschworen, daß er unschuldig sei!“ rief Adila hastig und Vater Donatus bestätigte ihre Aussage.

„Das wird meinem Vater nicht genügen“; antwortete Ezzard traurig.

„Nie, nie ging eine Lüge über seine Lippen!“ betheuerte Adila mit leidenschaftlicher Hefigkeit — „Was kann mein armer Vater dafür, daß der Verfolgte sich in sein Haus flüchtete, dessen Thüre ihm sein Befreier, wie der Häuptling von Würdelebe selbst ausgesagt, im Augenblicke der dringendsten Gefahr öffnete? Rette ihn, Ezzard, rette den Unglücklichen, der nichts verbrochen, als daß er die Thüre seines Hauses nicht verschlossen gehalten.“

„Wenn der Befreier des Ritters Erko nicht aufgefunden wird“, sprach Ezzard düster, „so weiß ich nicht, wie ich Deinen Vater retten kann.“

„Heiliger Gott!“ jammerte Adila, „wer ist denn dieser Befreier? Er muß ein schlechter Mensch sein, wenn er meinen alten Vater unschuldig tödten lassen kann. Er ist vielleicht sein Feind, und hat ihn absichtlich ins Verderben führen wollen.“

Bei den letzten Worten, die der Pater Donatus der Jungfrau verwies, erschraf Ezzard sichtlich. Er erinnerte sich mit einemmale in wie sonderbarer Art ihm Offena's Tochter den Weg vorgeschrieben, den er einschlagen solle, um des entflohenen Erko wieder habhaft zu werden, und daß sie ihm genau die Stunde genannt, um welche er bei Will Gloyens Hause einzutreffen habe, und daß gerade um diese Stunde der Flüchtling aus Gloyens Hause ihm wie einem Freunde entgegen getreten sei. Dies Alles fuhr ihm plötzlich durch den Kopf und eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß Adila mit dieser räthselhaften Probe, die sie ihm auferlegt, noch wohl etwas anderes, als die Wiedergefangennehmung des entflohenen Ritters, beabsichtigt haben mußte. Eine fürchterliche Angst bemächtigte sich seiner, als er sich diesen Gedanken weiter ausdachte, und es ihm allmählig klar wurde, daß hier ein tiefversteckter, böshafter Plan zum Grunde liegen mußte. Wie ein Verbrecher, an allen Gliedern zitternd, stand er jetzt vor der schönen unglücklichen Adila, die er, wie ihm nun einleuchtete, seiner Liebe zu der schrecklichen Adila opfern mußte.

Nicht vermögend diese Liebe aus seinem Herzen zu reißen, vermied er es, seinem unglücklichen Opfer ins Auge zu sehen, denn der fromme bittende Blick desselben traf ihn wie ein Dolchstoß, und bebend wandte er sich ab, um das Haus der Trauer zu verlassen.

„Ezzard!“ rief Abila jetzt mit herzzerreißender Stimme, indem sie ihm nachstürzte und seine Knie umklammerte; „rette meinen Vater, und die arme Abila, der Du das Herz gebrochen, will Dich segnen und für Dich beten, so lange sie noch athmet.“

„Laß mich!“ rief Ezzard, indem er sich von ihr losmachte; „Du forderst zu viel. Es ist unmöglich; ich kann ihn nicht retten. Bin ich Herr seines Schicksals? Gehe zu meinem Vater, oder bete, daß Gott Dir einen Rettungsendel sende, der Deines Vaters Ketten bricht. Helfst ihr beten, guter Vater, ich lohn' es Euch reichlich; laßt alle Klosterleute beten, ich will es mit schwerem Golde vergüten. Oder befreit ihn mit List oder Gewalt und flieht dann, so weit Ihr könnt; aber eilt, eilt, ehe es zu spät wird.“

In wahrer Todesangst hatte der Junker diese Reden, die keineswegs so höhnisch gemeint waren, wie sie dem Wortlaute nach klangen, hervorgestoßen. Er sah die Unmöglichkeit ein, selbst gegen den Willen Uda's etwas unternemen zu können, und so bemühte er sich in seiner Verwirrung, wenigstens seinen guten Willen an den Tag zu legen. Der Vater

und Adila sahen dem Junker starr nach, als er sich nach diesen halb sinnlosen Reden mit ängstlicher Eile entfernte, dann aber brachen die Thränen des Mädchens wieder unaufhaltsam hervor, denn die schwache Hoffnung, ihren geliebten Vater zu retten, die während Ezzard's Anwesenheit in ihr erwacht war, schwand nun gänzlich. Vater Donatus blieb der Armen tröstend zur Seite.

Es war am Abend desselben Tages, als Ada unruhig und verstört in ihrem Zimmer stand und hinausschaute zu den schwarzen Wolken, die von einem furchtbaren Sturme gepeitscht, am Himmel hingen. Die ganze Natur schien in einer wilden Aufregung zu sein, denn durch das Schnauben und Brausen des Sturmes, der die Meereswogen mit donnerndem Krachen zwischen die Faldedämme trieb, klang dumpf der Donner der Gewitterwolken, die landeinwärts zogen, das Stöhnen und Knarren der Schiffsmasten, das Krachen der Bäume, die der Sturm zusammenbrach; grelle Blitze zerrissen auf Augenblicke die dichte, schwarze Finsterniß, und beim Scheine derselben sah man in der Luft die Schwärme der weißen Seemöven, welche mit einem heiseren, schauerlich tönenden Geschrei sich über dem Flecken in den Lüften wiegten. Die Schrecknisse der Natur schienen aber Ada's Gedanken nicht zu beschäftigen, denn in ihren Zügen war nicht Schrecken oder

Grauen, sondern nur eine große innere Aufregung und qualvolle Unruhe zu lesen. Leise öffnete sich jetzt die Thüre ihres Gemachs, und Uda, die es gehört hatte, ging dem Eintretenden mit hochklopfendem Herzen entgegen. Es war der Handelsmann Joumard.

„Das ist ein gräßlich Wetter heute, schöne Jungfrau“; sagte dieser, indem er seinen von Regen triefenden Mantel auf den Boden fallen ließ und innerlich zusammenschauderte, „ein Wetter, als ob das jüngste Gericht anbrechen sollte, vor dem uns die Heiligen noch bewahren mögen.“

„Laßt das Geschwätz, Herr“; sagte Uda streng, „seid Ihr im Besitz dessen, was ich von Euch verlangt?“

„Hier ist es, edle Jungfrau“; erwiederte Joumard, indem er dem Mädchen ein kleines, wohlverschlossenes Schächtelchen überreichte. „Eine Messerspitze voll genügt, das Blut eines Elephanten binnen wenigen Minuten zu Eis erstarren zu lassen.“

„Und ohne eine Spur zurückzulassen?“ fragte Uda hastig, „mich dünkt, Ihr sagtet mir das.“

„So ist es“; sagte Joumard, „derjenige, der von diesem Pulver in Wein oder Wasser geschüttet, das Geringste genießt, ist binnen fünf Minuten eine Leiche, und in dieser keine Spur dieses feinsten, vegetabilischen Giftes aufzufinden.“

„Gut, gut“; antwortete Uda, „Verschwiegenheit brauche ich Euch nicht anzuempfehlen.“ Sie nahm bei diesen Worten eine schwere Geldbörse vom Tisch, welche sie dem Handelsmann, der begierig die Hände darnach ausstreckte, überreichte.

„Hier ist Euer Lohn“; sprach sie dann leise, „und nun verlaßt mich.“

„Danke von Herzen“; sagte Joumard und indem er das Mädchen mit einem lauernden Blicke betrachtete, fuhr er fort, „darf ich Euch wohl fragen, schöne Jungfrau, wer der Glende ist, der sich den Groll des reizendsten und reichsten Mädchens von Bant zugezogen?“

„Was kümmert das Euch?“ antwortete Uda stolz, „entfernt Euch!“

Joumard hob ohne zu antworten seinen Mantel vom Boden auf, und machte dann der Jungfrau eine ehrerbietige Verbeugung.

„Wartet noch, Joumard!“ sprach Uda jetzt, nachdem sie nur einen Augenblick nachsinnend überlegt hatte; „Ihr wolltet den Namen dessen wissen, den ich verfolge; ich will ihn Euch sagen, damit Ihr vorbereitet seid, und nicht etwa später eine Thorheit begeht.“

„Ich eine Thorheit begehen!“ wandte Joumard mit einem schlauen Lächeln ein — „Nun, der Name Eures Feindes ist —“

Scheu und ängstlich blickte Uda um sich her, gleichsam um sich zu überzeugen, ob sie auch mit dem Handelsmann sich allein im Zimmer befinde, dann diesem ganz nahe tretend, flüsterte sie ihm mit leiser, zitternder Stimme ins Ohr: „Sein Name ist — Don Nigro.“

„Don Nigro!“ schrie Soumard in namenlosem Entsetzen — Weib, bist Du wahnsinnig? Hier ist Dein Gold zurück; gieb mir das Gift wieder!“

Er faßte bei diesen Worten die Hand des Mädchens, in welcher sie das Schächtelchen hielt; aber kräftig stieß Uda ihn zurück.

„Zurück, Berwegener!“ rief sie zornig, indem zugleich in ihrer andern Hand ein Dolch blitzte, welchen sie dem aufs Neue andrängenden Soumard entgegen hielt. Der Handelsmann stand zitternd still.

„Hört mich nur einen Augenblick! hochedle Jungfrau!“ bat er dann mit flehendem Tone.

„Nichts will ich hören!“ rief Uda, deren Zorn sich immer mehr steigerte; „hinaus mit Dir, Elender! oder ich durchbohre Dich, und wenn Du es wagst, dem Spanier einen Wink zu geben, so klage ich Dich vor dem Häuptlinge, dem Vater meines Bräutigams, der Giftmischerei an, der ich Dich mit dieser von Dir gezeichneten Schachtel übersühren kann.“

Sie ging hierauf mit vorgehaltenem Dolche auf den Handelsmann zu, welcher in feiger Todesfurcht

und niedergedonnert von der gewichtigen Drohung das Gemach des bösen aber entschlossenen Weibes verließ.

Es dauerte lange, ehe Uda die Aufregung, in welche sie durch diesen Vorfall gerathen war, niedergekämpft hatte, dann aber überließ sie sich wieder den Gedanken, welche sie vor der Ankunft des Handelsmannes so lebhaft beschäftigt hatten. So streng und stolz ihr Herz auch war, so konnte sie demselben doch nicht gebieten. Mehr als je und mehr als sie selbst sich gestehen mochte, fühlte sie sich jetzt zu demjenigen hingezogen, der ihren Stolz und ihre Mädchen-eitelkeit aufs Tiefste beleidigt hatte, dem sie den unverföhnlichsten Haß geschworen, und den zu verderben sie bis jetzt so fest entschlossen gewesen war. Aber je mehr sie ihr Ziel erreichte, desto mehr verlor sich ihr Haß und desto widerwärtiger und peinlicher wurde ihr das mit Don Nigro geschlossene Bündniß. Sie fühlte die Ueberlegenheit des Spaniers, trotzdem daß er ihr in Allem willfährig war und nichts als ihr Slave sein zu wollen schien; sie fühlte dies um so drückender, als die Persönlichkeit des Ritters so abschreckend häßlich war und sie vor seinen Huldigungen und Artigkeiten ein eigenenthümliches Grauen empfand. Sie ahnte, daß jetzt bald die Zeit heranrücken müsse, wo der Spanier auf die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens dringen werde, und da sie sich endlich entschlossen

hatte, dasselbe nicht zu halten, so dachte das gewissenlose Weib sich seiner Verpflichtung gegen den Spanier in solcher Weise zu entziehen, daß es zugleich vor der Rache desselben auf immer gesichert war. Wir haben aus ihrer Unterredung mit Souzard gehört, in welcher Weise sie ihr Ziel zu erreichen gedachte.

Nach einer Weile wurde von einer Dienerin leise die Thüre geöffnet, ein Lichtschimmer fiel in das Gemach und Uda fuhr mit einem jähen Schreck empor; denn in dem Scheine des Lichtes bemerkte sie plötzlich zwei bekannte Gesichter, bei deren Anblick sie jedoch im Innersten erbehte. Es war das bleiche, eingesunkene Antlitz Ezzards, aus welchem zwei große dunkle Augen mit unheimlicher Glut und fast gespenstisch hervorleuchteten, und hinter demselben sah sie das verzerrte, schadenfroh lächelnde Gesicht des Spaniers, der ihr mit widriger Vertraulichkeit einen Gruß zunickte und mit triumphirendem Lächeln auf den Junker hinwies. Das kühne Mädchen fühlte sich von einem unwillkürlichen Schauer ergriffen, bange Furcht bemächtigte sich ihrer Seele und mit leiser bebender Stimme fragte sie die Dienerin, ob sie Jemand zu sprechen wünsche.

„Der Junker Ezzard!“ antwortete die Dienerin, indem sie ein Licht auf den Tisch stellte. Die Thüre war wieder zugefallen.

„Und Don Nigro?“ fragte Uda weiter.

„Nein, nur der Junker Ezzard“; erwiderte die Dienerin.

„Aber Don Nigro, was will denn Don Nigro?“ rief Uda mit angstvoller Hast.

„Ich weiß nichts von Don Nigro, edle Jungfrau!“ antwortete die Dienerin demüthig, nur der Junker Ezzard ist draußen und verlangt dringend zu Euch gelassen zu werden.“

„Elende!“ rief Uda jetzt mit vor Angst und Zorn zitternder Stimme, Du weißt nichts von Don Nigro? Und doch sah ich ihn draußen, als Du die Thüre öffnestest. Unglückliche, Du bist mit ihm im Bunde.

„Ich verstehe Euch nicht, edle Jungfrau“; erwiderte die Dienerin, indem sie ängstlich einige Schritte zurücktrat; „Euere Phantasie muß Euch ein Trugbild vorgespiegelt haben. Don Nigro hat dieses Haus nicht betreten; ich sah ihn noch vor wenigen Minuten mit dem Ritter Bernesuer über den Marktplatz gehen.“

Uda hatte nicht Zeit, zu antworten, denn plötzlich wurde die Thüre mit einigem Ungestüm aufgerissen, und der Junker stürzte mit angstverzerrtem Angesicht ins Gemach. Seine Kleidung war in Unordnung, die Haare flatterten ihm wild um den Kopf, und der vornehme Häuptlingssohn sah

diesem Augenblicke wie ein Räuber oder Wegelagerer aus, und selbst Uda erschrak vor dem schrecklichen Ausdruck, der in seinem Gesichte lag.

„Ihr laßt mich lange warten, schöne Braut“; rief er bei seinem Eintreten mit heiserer Stimme. Die Gesellschaft vor Eurer Thüre behagt mir aber nicht, und deshalb bin ich so frei, hereinzutreten, ohne Eure Erlaubniß abzuwarten.“

„Die Gesellschaft vor meiner Thüre?“ fragte Uda, indem sie einen wüthenden Blick auf die Dienerin warf, und dieser, die sich der Thüre bereits genähert hatte, den Weg vertrat. „Welche Gesellschaft, Junker?“

„Welche Gesellschaft?“ antwortete Ezzard, während er schauernd nach der Thüre blickte; „Teufelslarven und Höllenspuß. Die Geister der enthaupteten Gefangenen, Alir und der Spanier hausen vor Eurer Thüre; sie fletschten die Zähne, grinseten und heulten, nahmen die Köpfe von den Schultern und warfen sie mir vor die Füße, um mir den Eingang zu wehren. Aber wenn auch die ganze Hölle vor Eurer Thüre lagerte, und der Teufel selbst hielte Euch in seinen Armen, ich entrisse Euch ihm, denn Ihr seid mein, mein! jetzt endlich habe ich Euch gewonnen.“

Der Junker trat bei diesen Worten seiner Geliebten mit ausgebreiteten Armen näher; aber er-

schrocken und von Entsetzen ergriffen über den Umstand, daß auch sie, eben so wie der Junker, dem Spanier zu sehen geglaubt, wick Uda vor ihm zurück.

„Mäßigst Euch, Junker!“ sprach sie darauf mit bebender Stimme, während sie der Dienerin einen Wink gab, die sich zitternd, und indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, entfernte.

„Was fliehst Du vor mir?“ rief Ezzard, indem er das Mädchen mit wilden drohenden Blicken anstarrte; „Deine Gebote sind erfüllt: Adila ist durch mich dem Sammer und der Verzweiflung, vielleicht dem Wahnsinn überliefert; die arme Ulix traf mein spitzer Dolch, als sie in Liebesgluth an meinem Halse hing; ihr Leichnam treibt jetzt auf den Wellen der Sahde. Verlange nicht mehr, Du schöner Teufel, denn meine Seele dürstet jetzt fast eben so sehr nach Deinem Blute, als nach Deinen Küssen.“

Der Junker zog bei diesen Worten seinen Dolch aus dem Gurt, und betrachtete ihn einige Augenblicke mit stieren Blicken. „Sieh, sieh!“ rief er dann, „er ist noch gefärbt von dem süßen Herblute der schönen Ulix. Das ist der Kaufpreis, den ich für Dich gezahlt, und ich schwöre es bei der Hölle, die in meinem Busen brennt, ich will ihn nicht umsonst verschleudert haben!“

„Um unserer Liebe willen, schweigt!“ rief Uda ängstlich nach der Thüre blickend; der Gedanke, daß

Don Nigro sie vielleicht belausche, beunruhigte sie mehr, als die leidenschaftlichen drohenden Worte des Junkers; denn sie wußte, daß ein einziges Liebeswort aus ihrem Munde hinreichend sei, ihn zu besänftigen; aber sie fürchtete sich, dieses Wort auszusprechen; denn frei von allem Gespensterglauben, und es nicht für möglich haltend, daß ihre Phantasie ihr ein trügerisches Bild vorge spiegelt haben könne, war sie beinahe überzeugt, daß der Spanier in der Nähe sei, dessen Argwohn sie um keinen Preis erregen mochte. Gleichwohl aber mußte etwas geschehen, um Ezzard für den Augenblick zu entfernen, was jedoch, wie sie fühlte, ohne einige Zärtlichkeitsbeweise von ihrer Seite nicht möglich war. Mit dem holdsten, süßesten Lächeln, welches ihr zu Gebote stand, trat sie nun dem Junker ganz nahe, und indem sie seine Hand ergriff, welche sie zärtlich drückte, flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Verrathet Eure That nur nicht selbst, mein theurer Ezzard! Mein Herz ist übergücklich, daß es Euch jetzt allein gehören darf, aber es zittert bei dem Gedanken, daß Ihr als Mörder angeklagt werden könntet. Um Eurer Ada willen also, verrathet Euch nicht. Morgen schon, oder wann Ihr wollt, bin ich die Eure; aber geht jetzt, mein geliebter Ezzard, es ist schon spät, und ich bedarf der Ruhe.“



Ihren Arm um Ezzards Nacken legend, drückte sie rasch ihren Mund auf die bleichen Lippen des Junkers.

Dieser stand einen Augenblick ganz verwirrt. Die Zärtlichkeit des schönen Mädchens, deren er sich jetzt zum erstenmale erfreute, erfüllte ihn mit einem unnennbaren Entzücken; der Dolch entfiel seinen Händen, einige unzusammenhängende Worte stammelnd, sank er vor Uda auf die Knie, während ein Strom von heißen Thränen über seine bleichen Wangen herabfloß.

Mit einem eigenthümlichen Lächeln blickte Uda einige Augenblicke auf den geistig wie körperlich gleich sehr zerrütteten Jüngling nieder; aber es war schwer zu entscheiden, ob dieses Lächeln eine innere Befriedigung, oder eine gewisse Schwermuth und Trauer ausdrückte, denn keine Beimischung von Haß oder Zorn war in den Zügen des schönen Gesichts zu finden; und wohl ist es denkbar, daß in diesem Augenblicke ihr stolzes Herz dem Junker verzieh, und daß sie es aufrichtig meinte, als sie sich zu dem Knie niederbeugte, und ihm mit leiser, bewegter Stimme süße Liebesworte ins Ohr flüsterte. Dann aber gedachte sie des Spaniers, den sie in der Nähe glaubte, und wohl wissend, daß sie diesem gegenüber ihrer ganzen Ruhe und Besonnenheit bedürfen werde und zugleich vor Verlangen brennend, das Ziel ihres verbrecherischen Strebens zu erreichen, bat sie den

Junker mit dringenden Worten, sie jetzt zu verlassen, wobei sie ihm jedoch mit freundlichem Lächeln gestand, daß es ihr lieb sein werde, wenn er morgen bei dem alten Offena um sie werbe.

Es dauerte lange, ehe Ezzard den Sinn der dringenden Bitte, Ada's Gemach zu verlassen, faßte; er war ganz berauscht von den holden, freundlichen Worten, die über Ada's Lippen flossen, und die einen um so stärkeren Eindruck auf ihn machen mußten, als er bisher nur harte, strenge Reden, oder mit eifriger Kälte ausgesprochene Befehle aus dem Munde der Geliebten vernommen hatte. Endlich verstand er jedoch die wiederholten Mahnungen Ada's; er sprang empor, aber unvermögend, den Gefühlen, die seine Brust zu sprengen drohten, Worte zu geben, preßte er die Jungfrau, die ihm vergebens auszuweichen versuchte, in wahnsinniger Glut an sein Herz, und verließ darauf in halber Betäubung das Gemach. — Beide ahnten nicht, wie bald und in welcher Stimmung sie sich wieder sehen sollten.

Lange blickte Ada auf die Thüre, die sich hinter dem Junker bereits wieder geschlossen hatte, als erwartete sie, daß dieselbe sich wieder öffnen werde. Sie war gefaßt, den Spanier eintreten zu sehen und hielt sich stark genug, denselben unbefangen und wie gewöhnlich zu bewillkommen und mit Ruhe und Muth ihr verrätherisches Vorhaben ausführen zu



können. Ihre Erwartung erfüllte sich jedoch nicht; die Thüre blieb nach wie vor geschlossen, sie hörte noch, wie, nachdem der Junker Ezzard das Haus verlassen hatte, die Dienerin in ihr Zimmer zurückkehrte, und bis auf das rasende Getöse, welches der draußen wüthende Sturm verursachte, blieb Alles still um sie her.

„Seltsam“, sagte sie nach einer langen Pause, während sie sich unruhig auf einen Sessel niederließ, „sollte ich mich doch getäuscht haben? Sollte meine Einbildungskraft mir so deutlich und bestimmt das Bild Don Nigro's vorgespiegelt haben können? Freilich, meine Seele war mit ihm beschäftigt und ich in aufgeregterer, höher gespannter Stimmung als ich sonst zu sein pflege, und man sagt ja, daß in solchen Augenblicken dergleichen möglich ist.“

Als Uda nach diesem Selbstgespräch gedankenvoll vor sich hinblickte, gewahrte sie den Dolch des Junkers, der den Händen desselben vorhin entfallen war und von diesem vergessen noch auf dem Boden lag. Ein eifriger Schauer durchrieselte sie, als sie die Waffe vom Boden aufhob und ihre Augen auf den Blutflecken hafteten, die hie und da den Glanz des blanken Eisens trübten. Dennoch betrachtete sie eine Weile den Dolch mit unverwandten Blicken, und es war schwer zu bestimmen, welcher Art die Gefühle waren, die bei diesem Anblick ihr Herz bewegten.

Endlich schaute sie empor und zufällig fiel ihr Blick auf den Spiegel, der vor ihr an der Wand hing.

„Jesus Maria!“ schrie sie in demselben Augenblicke, und den Dolch fallen lassend, sank sie halb ohnmächtig in den Sessel, von welchem sie sich erhob, zurück.

Sie hatte in dem Spiegel das schreckhafte, verzerrte Gesicht des Spaniers gesehen, das spöttisch lächelnd ihr über die Schulter blickte.

Don Nigro schien sich an der Bestürzung und Angst, in die sein plötzliches Erscheinen die Jungfrau versetzt hatte, zu weiden, denn schweigend und mit einem wunderlichen Lächeln, das seinen Zügen etwas unbeschreiblich Widerliches verlieh, blickte er in das bleichgewordene Antlitz des Mädchens, welches sich noch immer nicht von dem jähen Schreck erholt hatte. Als Uba jedoch nach einer geraumen Weile ihre Besinnung wiederfand, kehrten ihr auch sogleich die ihr eigene Ruhe und Besonnenheit zurück, deren sie in diesem Augenblicke auch mehr denn je bedurfte, und schlau nach jedem Vortheil, der sich ihr darbot, haschend, bezeugte sie dem Ritter unverhohlen ihr Mißfallen über den Schreck, welchen er ihr verursacht, denn sie glaubte durch ihren verstellten Zorn ihn am sichersten über ihre wahren Gesinnungen und feindseligen Absichten, die sie gegen ihn im Schilde führte, täuschen zu können.

Die Unglückselige ahnete nicht, mit welch' einem Gegner sie es zu thun hatte.

Don Nigro erschöpfte sich eine Zeitlang in Entschuldigungen aller Art, die denn auch endlich das zürnende Mädchen zu besänftigen schienen; denn Uda beabsichtigte eine scheinbare Versöhnung herbeizuführen und dann, wenn kein Argwohn in der Brust des Ritters sich regen konnte, die letzte Mine, die sie von dem Gefürchteten befreien sollte, springen zu lassen.

Mit dem heitersten Ausdruck im Gesicht nahm sie, nachdem sie dem Ritter zum Zeichen der Versöhnung ihre Hand geboten hatte, auf einem breiten PolsterföÙe Platz, der unsern heutigen Divans nicht unähnlich sah, und lud Don Nigro mit holdher Freundlichkeit ein, sich neben sie zu setzen; welche Einladung dieser im nächsten Augenblick Folge geleistet hatte, und das einander würdige Paar, dessen Verworfenheit unsern Lesern kein Geheimniß mehr ist, tändelte und kosete, wie nur immer Verliebte es können, machte Pläne für die Zukunft und spottete nebenbei des unglücklichen Ezzard, des wieder ergriffenen Erko und der Familie Will Gloyens.

Möglich ließ Uda eine kleine silberne Glocke, die auf dem vor dem PolsterföÙe stehenden Tische stand, ertönen, und sich zu dem Ritter wendend, sagte mit anmuthiger Freundlichkeit: „Verzeiht, Don Nigro

daß ich Euch noch nichts zum Imbiß geboten; aber Ihr selbst seid Schuld daran; denn über den Zauber Eurer Unterhaltung hab' ich die Pflichten der Wirthin vergessen, die ich indessen auch jetzt noch erfüllen kann, wenn Ihr mir mittheilen wollt, wonach Ihr Begehrt tragt."

Eine Dienerin war mittlerweile eingetreten.

"Wenn Ihr mir erlauben wollt, einen Becher Wein auf Euer Wohl zu leeren, so würdet Ihr mich sehr verpflichten"; erwiderte Don Nigro verbindlich, während zugleich eine teuflische Freude aus seinen kleinen stechenden Augen bligte.

Auf Uda's Wink entfernte sich die Dienerin und kehrte gleich darauf mit einem zierlich gearbeiteten mit Wein gefüllten silbernen Krüge zurück, welchen sie, so wie zwei goldene Becher auf den Tisch stellte, und dann wieder das Gemach verließ.

Don Nigro war aufgestanden und an das Fenster getreten.

"Das wird eine schreckliche Nacht werden"; sagte er dann, indem er hinauschaute, „der Sturm heult schauerlich, und die Bogen des Meeres brüllen wie hungrige Löwen. Fürchtet Ihr Euch nicht, schöne Uda?"

Uda schüttete, als der Spanier diese Frage an sie richtete, gerade etwas von dem Inhalte der von Soumard erhaltenen Schachtel in den mit Wein ge-

füllten Becher. Sie blickte deshalb mit Entsetzen empor, aber ihre Besorgniß, daß Don Nigro ihr Thun bemerkt, war ungegründet, denn er hatte sich gar nicht umgesehen und schaute auch jetzt noch unverwandt durch das im Toben des Sturmes manchmal erklirrende Fenster.

„Mich dünkt“, rief sie mit einem heiter schellenden Lachen, unter welchem sie das Zittern der Stimme, dessen sie sich nicht erwehren konnte, zu verbergen suchte; „Ihr, Herr Ritter, könnt am wenigsten darüber in Zweifel sein, ob Furcht und Angst mein Herz zu bewegen vermögen.“

Don Nigro war inzwischen vom Fenster zurückgetreten und hatte sich wieder neben Uda auf den Polstersiß gesetzt; diese, die es vermied, dem Ritter ins Gesicht zu sehen, befand sich augenscheinlich in heftiger Aufregung; ihre Wangen wurden wechselweise bleich und roth, ihre Augen irrten von einem Gegenstande zum andern, krampfhast drückte sie ihre Arme auf den Polstersiß und ihre Füße auf den Boden und dennoch konnte sie kaum ein Zittern unterdrücken, das ihren ganzen Körper wie Fieberhize schüttelte. Don Nigro schien aber von alledem nichts zu bemerken, und in der Freude darüber gewann Uda, die innerlich ihre eigene Schwäche erwünschte, allmählig wieder einige Ruhe. Wer aber das Gesicht des Spaniers hätte beobachten können,

würde bemerkt haben, daß ihm Uda's Unruhe und Furcht keinesweges unbekannt geblieben, und daß er ihr Zeit lassen wollte, wieder Ruhe und Fassung zu erlangen. Uda, die mit großer Spannung darauf wartete, daß der Ritter den Becher ergreifen und trinken möchte, bemerkte zu ihrem Verdrusse, daß er durchaus keine Anstalt dazu machte, und den vor ihm stehenden Becher gar nicht zu bemerken schien. Ihre Ungeduld wuchs und nicht vermögend, diese länger zu ertragen, nahm sie ihre ganze Kraft zusammen und sich zu dem Ritter wendend, sagte sie mit freundlichen Worten, die zugleich wie ein leiser Vorwurf klangen:

„Ihr scheint ganz vergessen zu haben, werther Ritter, daß Ihr Eurer Braut die Ehre erzeigen wolltet, auf ihr Wohl zu trinken.“

Einen silbernen Teller vom Tische nehmend, bot sie darauf den auf demselben stehenden Becher dem Ritter dar.

„Trinkt, edler Ritter“; sprach sie dann, nach dem Don Nigro den Becher ergriffen hatte, „und zur guten Nacht wünsche ich, daß die Geister des Weins Euren Schlummer leicht sein lassen und Euch die holdesten Träume vorgaukeln mögen.“

„Dank' Euch, schöne Jungfrau!“ rief Don Nigro mit donnernder Stimme, dann führte er den Becher zum Munde und leerte ihn rasch bis auf den Grund.



Uda schwebte in Todesangst; der schreckliche Ton, in welchem der Ritter gesprochen hatte, ließ sie Verrath befürchten; aber er hatte doch den vergifteten Wein getrunken, und dieser Umstand hob zum Theil die Befürchtung wieder auf. Mit Blitzesschnelle fuhren ihr nun verschiedene Gedanken durch den Kopf; entweder sie war verrathen, und dann hatte sie das Aergste zu befürchten, oder die sonderbare Art, in welcher der Ritter ihr gedankt hatte, war nur eine Zufälligkeit, oder auch vielleicht nur eine Täuschung ihrer Sinne, und dann konnte sie jeden Augenblick den Tod des Ritters erwarten, und die Leiche desselben mußte in ihrem Zimmer gefunden werden, wenn sie nicht schleunig seine Entfernung veranlaßte. Dies Alles schnell erwägend, faßte sie ihren Entschluß, und sich von ihrem Sessel erhebend, bot sie dem Spanier wie zum Abschiede die Hand. Sie war überzeugt, daß derselbe, sofern er nicht von Soumard unterrichtet sein, oder sonst Verdacht geschöpft haben sollte, diesen Wink, sie zu verlassen, verstehen und demselben dann, wie er immer zu thun pflegte, sogleich Folge leisten werde.

Wie vernichtet sank sie jedoch gleich darauf in den Sessel zurück; denn ganz gegen seine Gewohnheit sprach Don Nigro mit einer kalten, spöttischen Höflichkeit die Bitte aus, ihn noch einige Augenblicke in ihrer Nähe zu dulden, und es blieb der

Verbrecherin jetzt nicht mehr zweifelhaft, daß sie verrathen, und somit der Rache des Spaniers, des einzigen Menschen, vor welchem sie eine unüberwindliche Furcht empfand, preisgegeben sei.

Es folgte jetzt eine lange peinliche Pause. Ada litt in der Angst und Ungewißheit, wie sich Alles noch gestalten werde, wahre Folterqualen. Das beharrliche Schweigen Don Nigros ängstigte sie mehr, als es die Ausbrüche seines Zornes gethan haben würden, denn sie konnte sich durchaus nicht enträthseln, was er mit diesem Schweigen beabsichtige. Daß er aber über etwas Entsetzlichem brüte, glaubte sie annehmen zu können. Diese qualende Ungewißheit und die Unruhe, worin sie sich befand, würden sie ohne Zweifel überwältigt und ohnmächtig hingeworfen haben, wenn sie nicht zugleich mit dem grimmigsten Zorne sich des Handelsmannes Joumard erinnert hätte, der sie, wie sie nicht anders glauben konnte, betrogen und verrathen und wie es den Anschein hatte, förmlich in die Falle gelockt hatte.

Don Nigro seinerseits ergöhte sich an der Angst und qualvollen Unruhe seines Opfers; von Zeit zu Zeit warf er einen tückischen Blick, worin sich jedoch eine eigenthümliche, grauenvolle Zärtlichkeit spiegelte, auf das vor Furcht zitternde Mädchen, das jetzt gänzlich in seine Gewalt gegeben war. Endlich er-

griff er leise die schlaff herunterhängende Hand desselben.

Wie vom Blitze getroffen, zuckte Uda zusammen, aber ein namenloses Erstaunen ergriff sie, als der Spanier in seiner gewöhnlichen freundlichen Weise die Frage an sie richtete: ob sie sich endlich erholt habe?

„Don Nigro!“ rief sie, indem sie den Ritter mit ungewissen Blicken anstarrte, „was habt Ihr mit mir vor?“

„Beruhigt Euch, meine holde Braut“; erwiderte dieser, indem er gelassen den vor ihm stehenden Becher aufs Neue füllte; dann fuhr er mit höhnischem Lächeln fort: „Ihr befindet Euch in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung, schöne Uda; ich muß gestehen, ich habe Euch für stärker gehalten, habe Euch mehr geistige Kraft zugetraut, und die Kühnheit und Entschlossenheit, welche Ihr noch vor wenigen Minuten zeigtet —“

Uda machte eine Bewegung des Schreckens; die Ruhe mit der der Ritter über ihren Mordversuch zu reden begann, entsetzte sie, ihr Athem stockte fast und ihren Körper überfiel ein convulsivisches Zittern.

„Wenn Ihr wüßtet“, fuhr Don Nigro mit größerer Lebhaftigkeit fort, während er Uda's Hand zärtlich drückte, „wie sehr ich Euch dieser Seelengröße wegen liebe, wie würdig Ihr meiner geworden

seid durch eine That, zu der nur ein großes, anbetungswürdiges Herz den Muth fassen konnte —“

Uda war aufgesprungen; außer sich über die sonderbaren Reden des Ritters, die ihr um so schrecklicher erschienen, je weniger sie sich dieselben erklären konnte, schrie sie in der fürchterlichsten Seelenangst:

„Entsetzlicher Mensch! was willst Du von mir? Ich bin in Deiner Gewalt; räche Dich, wie Du willst — aber komm' zu Ende!“

Plötzlich fiel ihr Blick auf den Ezzard gehörenden Dolch, welcher bei dem Erscheinen des Ritters ihren Händen entsunken war. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie und den Dolch rasch vom Boden aufhebend, stand sie dann mit freudestrahlenden Blicken da. Sie sah sich nicht mehr wehrlos dem gefürchteten Gegner gegenüber, und daß sie entschlossen war, selbst einen Kampf mit ihm zu bestehen, sah man an ihren blickenden Augen.

„Ja!“ rief Don Nigro, „ich habe mich nicht in Dir getäuscht, Du bist ein großes, herrliches Weib, und werth meine Braut zu sein, als welche ich Dich jetzt, da alle Deine Bedingungen erfüllt sind, feierlich begrüße.“

Ein greller Blitz und ein fürchterlicher Donnerschlag, der das Haus erbeben machte und noch lange nachhallte, folgten auf seine Worte, während er langsam gegen Uda vorschritt.

„Nicht näher!“ schrie diese, indem sie, obgleich einige Schritte zurückweichend, ihm ihren Dolch entgegen hielt, „oder ich tödte Euch!“

Der Spanier hob schweigend seine Hand gegen sie auf, und in demselben Augenblick sank der bewaffnete Arm des Mädchens wie gelähmt herunter und der Dolch fiel klirrend zur Erde.

„Gott steh mir bei!“ stammelte Uda, von starrem Entsetzen ergriffen, während Don Nigro sie ehrerbietig an ihren Sitz zurückführte, auf welchen Uda aufs Tiefste erschüttert halb bewußtlos niedersank.

Darauf fiel sie auf ein Knie vor ihr niederlassend, hob Don Nigro mit schrecklicher Ruhe an:

„Du hast mich tödten wollen, schöne Braut, mit Gift und Dolch, und auch das Feuer“, setzte er mit einem schrecklichen Lächeln hinzu, „schieß Du zu meinem Verderben von den Wolken herabgerufen zu haben; aber glaubst Du, ich könnte Dich um dessentwillen hassen? O, nicht doch; ich liebe Dich nur um so mehr, und dieser muthige, einem großen Geist verrathende Widerstand, den Du meiner glühenden Liebe entgegensetzest, weicht mich auf immerdar zu Deinem Sklaven.“

„Wer bist Du?“ rief Uda in ahnungsvoller Angst, während sie schauernd in die rollenden Augen

des Spaniers blickte, deren Sterne wie zwei feurige Kohlen in den tiefliegenden Augenhöhlen brannten.

„Dein Bräutigam, schönes Weib!“ rief dieser mit schrecklichem Lachen, „der vor Verlangen brennt, die Hochzeit mit Dir zu feiern.“

„Schützt mich, Ihr Heiligen, vor Diesem!“ rief Uda in der gräßlichsten Seelenangst, während sie wie zum Gebet die Hände faltete und ängstlich die Blicke von dem vor ihr Knienden abwandte.

„Zu spät, zu spät!“ rief Don Nigro, indem er aufsprang, „Du bist meine Braut, mir angetraut unter Blitz und Donner und bald schlägt die Stunde, in der Dein Bräutigam Dich heimführen wird.“

„Schlaf wohl, süß Liebchen!“ fuhr er dann, sich zum Weggehen anschickend, fort; „bald, bald siehst Du mich wieder — vielleicht diese Nacht noch.“ — Damit schritt er mit schallenden Tritten zur Thüre hinaus.

Uda erhob sich; ein Fieberschauer schüttelte ihren Körper, ihre Hand griff nach der Glocke, welche sie jedoch nur umstieß, und die darauf, vom Tische herunterrollend, hellklingend auf den Boden niederfiel.

Als die Dienerin eintrat, um nach dem Begehre ihrer Herrin zu fragen, sank ihr diese ohnmächtig in die Arme.

Draußen aber wüthete der Sturm, flammten die Blitze, grollte der Donner, und die Wogen der

Sahbe zischten und brauseten und schlugen mit furchtbarem Getöse gegen die sie einschließenden Erddämme.

11.

Die Begebenheiten in unserer Erzählung drängen sich, und fast um dieselbe Zeit, wo die eben erzählten Vorfälle in dem Hause des alten Offena stattfanden, ereigneten sich Auftritte anderer Art in der Wohnung des Handelsmannes Joumard, welche in der Nähe von Steen Steenens Gasthause gelegen war, und wohin wir den Leser uns zu folgen bitten.

Joumard war, nachdem er Uda Offena verlassen hatte, deren Vorhaben ihn, wie wir gesehen haben, mit Schrecken erfüllte, mit sich selbst zu Rathe gegangen, was bei so bewandten Umständen für ihn zu thun wohl das Rätlichste sei. Anfangs wollte er dem Spanier Uda's meuchelmörderische Absicht verrathen, dann aber gedachte er der Drohung der wilden Uda, deren Entschlossenheit und rachedürstenden Sinn er genugsam kannte, um sich des Aergsten, dessen sie fähig war, versichert zu halten. Wie sollte er sich gegen die Anklage der reichen, angesehenen Jungfrau, der Braut des Häuptlingssohns vertheidigen? Sollte er die Anklage auf sie selbst zurückwerfen? War es denkbar, daß man seinem Worte, dem Worte eines unbeliebten Fremden, dessen

betrügerische und bübische Gesinnungen und Handlungen fast sprichwörtlich geworden waren, Glauben beimessen würde, und mußte er im günstigsten Falle nicht immer doch als Mitschuldiger gelten? Dem Allen gegenüber stand freilich der furchtbare Spanier, dessen Rache, wenn er sie ausüben wollte, wahrlich nicht minder zu fürchten stand, wie die des richtenden Häuptlings. Aber vielleicht starb ja Don Nigro an dem schrecklichen Gift, welches Uda ihm zu reichen entschlossen war; erfolgte sein Tod aber nicht, was Joumard für sehr wahrscheinlich hielt, da er ihn im Besitz übernatürlicher Kräfte glaubte, so konnte ein solcher gegen ihn geführter machtloser Streich ja kaum seinen Zorn reizen. Wir haben bereits gesehen, wie richtig diese letzteren Voraussetzungen des Handelsmannes waren. Dann aber — und diese Folgerungen bestimmten Joumard's Entschluß — mußte sich Uda von ihm betrogen glauben, und er sah sich also in verschiedenen Fällen von der Rache des Kühnen, vor keinem Verbrechen zurückbeugenden Weibes bedroht.

Joumard entschloß sich daher, Uda's Vorhaben nicht entgegen zu treten, zugleich aber sich selbst den möglichen Folgen und Gefahren, die aus dem Gelingen oder Mißlingen desselben für ihn erwachsen konnten, durch eine schleunige Abreise von Bant zu entziehen, die schon am nächsten Morgen stattfinden sollte.

Wir sehen ihn daher in seiner Wohnung, die aus mehreren ineinander laufenden, geräumigen Zimmern bestand, mit dem Verpacken seiner Sammet- und Seidenstoffe in große Kisten beschäftigt, wobei er von seinem Diener Dominique unterstützt wird. Dieser, welcher an dem Geschäfte Soumards einen kleinen Antheil hatte, war höchst unzufrieden über den plötzlichen Entschluß seines Herrn, der ihn eines sichern, wenn auch verhältnißmäßig nur kleinen Gewinnes beraubte, und machte deshalb seinem Unmuthe durch allerlei mürrische Aeußerungen Luft.

„Ich begreife gar nicht“, sagte er verdrießlich, „warum Ihr so eilig dieses Goldland verlassen wollt. Ihr könntet wenigstens doch so lange warten, bis der Quark von Seide und Sammet da verkauft wäre.“

„Es geht nicht, Dominique“; sagte Soumard kurz, „wichtige Gründe bestimmen mich.“

„Was hilft uns der ganze Plunder in Frankreich?“ fuhr Dominique, der die Antwort seines Herrn überhört zu haben schien, fort; „nicht das ausgelegte Geld werden wir dafür wieder bekommen, während die dummen, reichen Teufel hier jedes Stück mit Gold aufwiegen, bleibt wenigstens noch einen Tag, und verkauft morgen Alles auf dem Markte zu jedem Preis, wir werden dann doch noch

immer mehr dafür bekommen, als der dreifache Werth des Zeuges beträgt.“

„Ich bleibe nicht“, antwortete Joumard, „und müßte ich Alles auf die Straße werfen. Höre, Dominique“, sagte er dann mit etwas leiserer Stimme, „mein Gewissen ängstigt mich, ich kann nicht länger unter diesem gottlosen Volke leben, ich sehne mich darnach, einmal wieder unter gute, gottesfürchtige Christenmenschen zu kommen.“

Dominique, der Helfershelfer und Spießgeselle des nichtswürdigen Joumard, sah seinen Herrn erstaunt und mit fragenden Blicken an.

„Ich weiß, was Du sagen willst“, fuhr Joumard fort, „aber wenn wir beide auch gerade nicht die besten Christen sind, so gehen wir doch in die Kirche, beten unser Paternoster und unsern Rosenkranz und hören die Predigten der frommen Klosterleute. Wann aber siehst Du wohl, daß dieses Volk betet oder in die Kirche geht?“

„Ja, das ist wahr“; antwortete Dominique, „nur ein paar alte Weiber und Kinder findet man in der Kirche.“

Es war nicht zu verkennen, daß die beiden verderbten, lasterhaften Gesellen sich mit der Erfüllung einiger äußerlichen religiösen Vorschriften und Gebräuche etwas wußten, und wie jener Pharisäer in

ihrem Innern sagten: Wir danken Dir Gott, daß wir nicht sind, wie diese.

Aber trotzdem wollte dem habgierigen Dominique nicht einleuchten, daß eine so plötzliche Abreise von Nothen sei, und er hörte nicht eher auf zu murren und um Aufschub der Reise zu bitten, als bis ihn Soumard mit der Verheißung eines reichen Geldgeschenks zufriedengestellt hatte.

Während Herr und Diener nun allgemach alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatten, entfernte sich Dominique, um wegen Einschiffung der Kisten und Ballen das Erforderliche anzuordnen. Soumard aber blieb in dem Gemache zurück, und eine eiserne Kiste von ansehnlicher Größe aus einer Ecke hervorziehend und aufschließend ergözten sich seine Augen und seine Seele an den Silber- und Goldschätzen, welche ihm daraus entgegenfunkelten.

Ein leises Klopfen an der Thüre und ein eigenthümliches Hüfteln, dessen Ton ihm bekannt schien, schreckten ihn indeß bald darauf aus seinen Träumereien von künftigen Freuden und Herrlichkeiten, die ihm diese Reichthümer gewähren sollten, empor. Die Kiste wieder sorgsam verschließend und an ihren Platz zurückschiebend, ging er dann, dem späten Gaste die Thüre zu öffnen, der schon ungeduldig zu werden begann und immer vernehmlicher klopfte. Schon im Begriffe zu öffnen, stand er plötzlich

unentschlossen still. — „Ich bin allein“; dachte er bei sich selbst, „all mein Hab' und Gut birgt diese Kiste, die ein einziger starker Mann mit sich fortzuschleppen im Stande ist. Wenn ich beraubt würde! — Wenn man mich tödtete!“ — Er zitterte heftig bei diesen Gedanken, und das immer lauter werdende Klopfen war nicht geeignet, seine Besorgnisse wieder zu vercheuchen.

„Heda, Soumard, werdet ihr endlich öffnen?“ rief jetzt draußen eine heisere Weiberstimme.

Der Handelsmann erkannte diese Stimme; er war höchlich überrascht, aber wie es den Anschein hatte, keinesweges in angenehmer Weise. Gleichwohl öffnete er nunmehr die Thüre.

Eine gebückte, schwarz verhüllte und von Regen triefende Gestalt trat herein.

„Obrada!“ rief Soumard, nachdem die Eingetretene das Tuch, welches ihr Gesicht verhüllte, zurückgeschlagen hatte.

„Ich bin es!“ versetzte das Weib, und sich mit beiden Händen auf einen kurzen Stock stützend, fügte sie mit einem heiseren Lächeln hinzu: „Ihr waret Euch meines Besuches wohl nicht vermuthend, Soumard?“

„Bei Christi Leichnam! nein!“ erwiederte dieser zusammenschauernd; „und ich glaube, Du hättest

besser gethan, wenn Du bei diesem Unwetter in Deiner Höhle geblieben wärest, und —

„Euch nicht gestört hätte; spricht es nur aus!“ sagte das Weib. Dann in dem Gemache umherblickend, fuhr sie in gebietendem Tone fort:

„Den Stuhl dort! Ich bin ermüdet von dem weiten Wege; laßt mich sitzen, Joumard!“

Als der Handelsmann unmuthig den Sessel ihr näher hingeschoben, ließ sich Dbrada langsam darauf nieder.

Der Anblick dieses Weibes hatte etwas Unheimliches, Gespenstiges. Ihre ganz zusammengesunkene, schreckhaft hagere Gestalt, ihre grauen, vom Sturm zerzausten Haare, das fleischlose Gesicht, der zahnlose Mund ließen auf ein hohes Alter, so wie ein immerwährendes Bittern und ein in kurzen Zwischenräumen wiederkehrender röchelnder Husten auf einen frankten, dem Tode nahen Körper schließen. Aber das Feuer und der düstere Glanz der tiefliegenden, schwarzgrauen Augen bewiesen, daß der Geist dieses schrecklichen Weibes nicht in gleichem Maaße alt und schwach geworden sei und daß noch Wünsche und Leidenschaften in der knochendürren Brust desselben lebten.

Nach einer Weile, während welcher der Handelsmann die unerwartete und unwillkommene Erscheinung mit innerlichem Grauen betrachtet hatte, fragte er mit Staunen und Bewunderung:

„Weib, was konnte Dich vermögen, aus Deiner

Erdhöhle hervorzukriechen, und die Straßen und Häuser der Menschen zu betreten?“

„Die Furcht“; antwortete Dbrada dumpf.

„Die Furcht?“ wiederholte Joumard bestürzt, denn es erschreckte ihn, daß dieses Weib, das wohl geeignet war, Furcht hervorzurufen, selbst Furcht empfinden könne. „Welche Furcht ist es, die Deine Seele bewegen kann?“ setzte er dann mit bebender Stimme hinzu.

„Die Furcht vor dem Tode“; sagte das Weib, dann sich auf ihren Stab stützend, krümmte und wand sie sich unter den Schmerzen, die der eben wiederkehrende Husten ihr verursachte.

„Du weißt so manche Tränke zu brauen“, sprach darauf der Handelsmann, dem die Gedanken an den Tod ebenfalls schrecklich waren, „vermag Deine Kunst nichts gegen den Tod?“

„Meine Kunst kann den Tod nur herbeiführen, nicht ihn zurückhalten“; antwortete das Weib mit tiefer Bekümmerniß. — Und wiederholt drohte der Husten die Lebensflamme, die nur noch matt in ihrem Körper zu brennen schien, zu ersticken.

„Nun, so ergieb Dich drein!“ sagte Joumard, „Du bist alt und unheilbar krank und der Tod ereilt Dich hier draußen eben so schnell, als in Deiner Höhle.“

„Wirst Du schweigen!“ schrie das Weib mit angstvoller Hestigkeit, „was weißt Du von meinem Alter und meiner Krankheit? Ich werde noch lange, recht lange leben.“ — Da Soumard schwieg, so fuhr sie mit grinsendem Lachen fort: „Vielleicht noch lange genug, um aus Deinem Gehirn und Deinem Herzen solche Pülverchen zu reiben, wie Du sie vor ein paar Tagen für die schöne Uda bei mir bestelltest.“

Soumard zuckte zusammen; aber der Zorn, der in ihm aufloberte, war nicht so stark, wie die Furcht, welche er vor dem alten Herenweibe empfand, und sich bezwingend, sagte er mit ruhigem, fast mildem Tone:

„Wenn Du es hoffest, Odrada, noch lange zu leben, so will ich es wünschen.“

„So gefällst Du mir, mein Junge!“ rief die Here, während die Freude ein paar Tropfen Blut in ihre von einer fahlen Leichenblässe überzogenen Wangen trieb.

„Wen fürchtest Du aber“, sprach der Handelsmann weiter, „ist der Häuptling vielleicht hinter Dein Treiben gekommen?“

Das Weib schüttelte den Kopf. „Den Häuptling fürchte ich nicht“, sagte sie dann mit einem geheimnißvollen Lächeln, „ebensowenig wie Dich, denn so wie Du hat er auch schon meiner Dienste bedurft. Ich will Dir die Geschichte erzählen, Soumard.“

Der wiederkehrende Husten unterbrach sie hier, und nachdem der Anfall vorüber war, fuhr sie fort:

„Es mögen jetzt wohl an die fünfzig Jahre sein, da war der Häuptling ein schmucker, schlanker Bursche, und wohlgelitten bei den Weibern und Jungfrauen der ganzen Umgegend, die den schönen und reichen Junker Folko gar gern zum ehelichen Gesponsen gehabt hätten; aber der Junker ließ sich nicht fangen. Das heißt, er heirathete nicht, wenn er auch manchem schönen Jüngferchen mit den heiligsten Eiden versprach, sie als sein eheliches Weib heimzuführen. Gleichwohl war es ihm doch zuwider, ein Aergerniß zu geben, was ihm bei mancher Schönen das Spiel vielleicht verdorben hätte, und wenn die Noth da war, dann kam er zu mir, und für sein blankes Gold kochte ich ihm wirksame, kräftige Tränke, die dann das Aergerniß verhüteten, wenn auch die leichtgläubigen Dirnen dahinsiechten und in ihren besten Jahren in die Erde gescharrt werden mußten. Endlich aber verliebte sich der Junker in vollem Ernste, und grade diesmal stieß er auf ein fast unüberwindliches Hinderniß. Er verliebte sich nämlich in die junge, schöne Frau eines freien Rüstinger Friesen, der aber zum Unglück ebenfalls noch jung und gesund war, und seine Frau, die er zärtlich liebte, wie seinen Augapfel hütete und bewachte, so daß der Junker Folko sie nicht anders als in der



Kirche, bei Kindtaufen oder Hochzeiten sehen konnte. Es war ihm indessen bei solchen Gelegenheiten doch gelungen, die Liebe der Frau zu gewinnen, die nun eben so sehr nach ihm, wie er nach ihr schmachtete. Was war aber zu thun? Endlich, als der Junker seine Liebespein nicht mehr ertragen konnte, kam er zu mir, und ich gab ihm ein Schächtelchen mit dem feinen schnellwirkenden Pulver, wie Du eins erhalten hast. Einige Tage darauf, grade als der gute Ehemann mit seiner Frau die Kirche verließ, pastete der Junker die Gelegenheit ab, und steckte der Geliebten das Schächtelchen mit einem Brieflein, das sie von Allem unterrichtete, zu. Am Abend schon war der Mann todt.“

„Entsetzlich!“ rief Joumard schauernd; „grade, als sie die Kirche verließen, also noch während die Kirchenglocken zum Heimgange läuteten?“

„Ei freilich“, versetzte das Weib, „ich hatte es ihm so gerathen, es war ja der günstigste Augenblick. Aber warum unterbrichst Du mich denn? — Also der Mann war todt. Es gab dies zwar ein großes Aufsehen in Bant, und es waren Manche, die da meinten, daß das nicht natürlich zugegangen sein, und der Mann wohl an Gift gestorben sein möchte. Aber auf die Frau fiel kein Verdacht, weil ihr Verhältniß mit dem Junker geheim geblieben war. Man hätte ihr jedoch auch nichts anhaben können, denn

es war ein schönes reines Gift, was ich dem Junger bereitet hatte, und als die Heilkünstler den Leichnam untersuchten, fanden sie keine Giftflecken an demselben, und es hieß nun, der Mann sei vom Schlage gerührt worden. Die schöne Wittib legte gar fromm und züchtig Trauerkleider an, und als darauf ein Jahr verflossen war, führte sie Folko Folfena, dessen Vater inzwischen das Zeitliche gesegnet hatte, als sein Weib in seine Burg. — Der schöne Ezzard ist die Frucht dieser von mir geschlossenen Ehe.“

Von ihrem Husten unterbrochen, hielt Odrada einige Augenblicke in ihrer schrecklichen Erzählung ein, dann fuhr sie fort:

„In der Nacht, als Ezzard geboren wurde, stand über der Burg des Häuptlings — denn dazu war Folko, weil er reich und von stattlicher Gestalt und auch ein tapferer Krieger war, nach dem Tode seines Vaters gewählt — ein blutrother Stern mit einem langen Schweife, und die Banter erschrocken und meinten, das bedeute Kriegs- oder Feuersgefahr, oder Uberschwemmungen und Viehsterben und ich glaubte anfangs auch an so etwas. Als ich aber in der folgenden Nacht meine Tränke kochte, da erschien in dem aus dem Kessel aufsteigenden Qualme ein neugebornes Kind, über dessen Haupte stand, nur unendlich viel kleiner, gerad' ein solcher blutrother



Schweifftern, wie über der Burg des Häuptlings. Das Zeichen galt also dem Junker Ezzard, und ich müßte mich sehr irren, wenn es ihm Glück bedeutet hätte.“

Joumard zitterte und bebte; es erfüllte ihn mit Entsetzen, daß durch seine Hülfe des Himmels Zorn sich an dem Junker Ezzard bereits erfüllt hatte, und es war ihm, als schwebte auch schon über seinem schuldbeladenen Haupte das Rächerschwert.

„Du siehst also“, sagte Ddrada, nachdem sie ihre Erzählung beendet hatte, sich zu Joumard wendend, „daß ich den Häuptling, meinen alten Bekannten, nicht zu fürchten habe, aber —“

„Aber“, unterbrach sie der Handelsmann mit zitternder Stimme, „Du fürchtest dennoch Gefahr oder Tod? Ich beschwöre Dich, rede, von welcher Seite glaubst Du, daß er Dir droht?“

In Joumard war plötzlich eine dunkle Ahnung aufgestiegen, als ob Ddrada's, Ezzard's und sein eigenes Schicksal in seltsam schrecklicher Weise verkettert sei, und die dunkle Furcht des Hexenweibes vor einer vielleicht nahen Gefahr, die somit auch ihm drohte, beunruhigte und marterte seine Seele.

„Von welcher Seite?“ antwortete das Weib auf Joumards Frage, „das weiß ich selber nicht; vielleicht von allen. Höre, Joumard“, fuhr sie dann

mit scheuen Blicken umhersehend fort, „der Tod schwebt um uns, über uns, unter uns. Ich sehe die Gestalt des Knochengerippes, wohin ich die Blicke wende.“

„Thörichte Einbildungen!“ sagte Joumard, auf welchen die Worte der alten Here dennoch einen Besorgniß erregenden Eindruck machten.

Das Weib schüttelte wie vorhin den Kopf.

„Keine Einbildungen“, sprach sie düster; „meine Augen sind geschärft; was eure blöden Sehorgane nicht wahrnehmen können, das Leben und Weben der Geisterwelt, das sehe ich wie im hellsten Sonnenlichte; und ich sage Dir, uns droht Gefahr, nahe, schreckliche Gefahr. Auf dem Wege hierher sah ich beim Leuchten der Blitze den Tod tausendfach über den Dächern von Bant schweben, ich sah ihn über den schäumenden Fluthen der Fahde. Wenn ich die Erscheinungen beobachte, die sich in dem Dampfe, welcher aus meinem Zauberkessel emporsteigt, bilden, so sehe ich zwischen ihnen den Tod; wenn ich Nachts auf meinem Lager liege, sehe ich ihn in meinen Träumen, und ich vernehme dann tief unter mir ein dumpfes Getöse, das mich fast an das Brausen des Meeres gemahnt, und seit dreimal sieben Tagen höre ich, daß der Boden dumpf und hohl erklingt unter den Tritten der Menschen.“

„Weib, was ahnet Dir!“ rief Joumard, den die wie im Wahrsagertone gesprochenen Worte mit immer größerem Entsetzen erfüllten.

„Schreckliches!“ stöhnte das Weib mit röchelnder Stimme, während sie mit der einen Hand sich auf ihren Stab stützte, und die andere fest auf die keuchende, vom Husten gemarterte Brust drückte.

Joumard stand in athemloser Spannung. Nach einer langen Pause fuhr Obrada fort:

„Mir ahnet, daß diesem ganzen Lande ein schreckliches Unglück bevorsteht, welches den Tod in seinem Gefolge hat, den unentrinnbaren, tausendarmigen Tod.“

Die Here zitterte heftig, als sie diese Worte gesprochen hatte, und setzte dann, gleichsam um den schrecklichen Eindruck, den ihre eigne Rede bei ihr hervorgebracht, wieder zu schwächen, hastig hinzu:

„Aber ich werde ihm doch entrinnen; die nächste Morgenröthe sieht mich nicht mehr in Bant. Ich mag nicht sterben, ich will nicht sterben, Bruder Joumard.“

„Der Teufel ist Dein Bruder!“ schrie Joumard zusammenschauernd; gleich darauf aber seine Heftigkeit gegen das gefürchtete Weib bereuend, und von Unruhe und Angst über die dunklen Ahnungen und Befürchtungen desselben ergriffen, fuhr er forschend, aber mit milderem Tone fort:

„Wenn nicht der Tod schon in Deinem Innern sitzt, so wirst Du auch nicht sterben; nur Dein krankes, fieberndes Gehirn erschafft die Ahnungen und Erscheinungen, die Deine Seele schrecken. Welche Gefahr von Außen könnte Dir oder diesem Lande drohen?“

Die Here, welche Joumards früheren Zornausbruch gar nicht beachtet und nur nachdenklich vor sich hin geschaut hatte, sah jetzt empor und antwortete mit halb mitleidigem, halb verächtlichem Lächeln:

„Du Thor, der Du zu glauben scheinst, als ob dem elenden Menschengeschlechte nicht immer Gefahr von Außen drohe. Immerdar schweben die feindlichen bösen Geister über Deinem Haupte, und sie zerschmettern es, sobald die ihnen entgegenwirkenden Kräfte nicht mehr stark genug sind zu seinem Schutze. Aber nur den geweihten, den mit den Geheimnissen der Natur vertrauten Geistern ist es vergönnt, eine Vorempfindung des nahenden Unheils zu haben, damit sie sich ihm — wenn es im Bereiche der Möglichkeit liegt — entziehen können. — Der Augenblick, wo die allem Erschaffenen feindlichen Geister den Sieg erringen werden, ist nahe; — ich ahne, ich fühle, ich sehe es fast, aber —“

„Aber!“ rief Joumard, mit angsterfüllten Blicken umherschauend; denn es war ihm, als hinge das

Schwert, das ihn treffen sollte, schon über seinem Haupte.“

„Aber ich weiß nicht, woher der Schlag kommen wird“, fuhr das Weib fort; „der Tod hat mancherlei Waffen, womit er das Menschengeschlecht bekämpft. Krieg, Erdbeben, Pestilenz, Feuer, Wasser —“

Das Weib hielt plötzlich inne, als sie das Wort „Wasser“ ausgesprochen hatte. Den Stab vor sich hinstreckend und den Oberkörper weit vorbeugend, starrte sie gedankenvoll vor sich nieder.

„Das Wasser!“ wiederholte sie dann schauernd, „Joumard, wenn Bant unterginge im Wasser, wenn es versänke in die bodenlose Tiefe des Meeres, wie vor vielen Jahren Schloß Mellum!“ —

„Thörichte Furcht!“ rief Joumard, während doch seine Zähne hörbar aufeinander schlugen, „die Deiche von Bant sind hoch und fest, und die Geschichte von dem Untergange des Schlosses Mellum, das wahrscheinlich nie existirte, ist nichts als ein albernes Märchen.“

„Meinst Du?“ sprach die Here langsam betörend; „Schloß Mellum stand dort, wo die Talle den tiefen Einschnitt ins Land macht, und meine Urgroßmutter, die am Morgen ihres hundertsten Geburtstages starb, hatte Schloß Mellum mit seinen stattlichen Zinnen und Thürmen noch selbst gesehen.“

„Nun denn, so möge Bants Schicksal sich erfüllen!“ sagte Soumard nach einer Pause; „wir sind dann längst gerettet. Deine ahnende Seele treibt Dich zur Flucht und auch ich besteige schon am nächsten Morgen das Schiff, was mich nach Frankreich zurückführen soll.“

Die Here hatte währenddem mit ihrem Stabe einige Male prüfend auf den Boden gestoßen; sie schien mit dem Resultat ihrer Forschungen nicht zufrieden zu sein, denn zu Soumards Verwunderung zeigte sich in ihrem fleischlosen Gesichte eine stets wachsende Unruhe. Endlich erhob sie sich von ihrem Sitze und sich langsam auf die Knie niederlassend, beugte sie den Kopf vorüber und legte ihr Ohr dicht an den Boden.

Mit Erstaunen und Bestürzung sah der Handelsmann dem räthselhaften Thun des Weibes zu.

„Weib, was treibst Du!“ rief er dann von Furcht ergriffen, da er die Angst bemerkte, die sich immer deutlicher in dem schrecklichen Gesicht der alten Here ausdrückte.

„Der Boden ist hohl unter unsern Füßen!“ rief Ddrada, sich schneller vom Boden erhebend, als man es bei ihrem Alter und ihrer Kraftlosigkeit hätte erwarten können. „Die Gefahr ist näher, als ich glaubte; unter uns braust das Meer, über uns flammen die Blitze des Himmels — ihr Feuer



glüht seltsam — Soumard! wenn Bant unterginge diese Nacht noch!“

„Schweig, Unglücksrabe!“ schrie Soumard in zornigem Entsetzen, während die Hexe mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte und dumpfe Angfstöne hervorstieß.

„Geh zurück in Deine Höhle oder fliehe, so weit Dich die Füße tragen wollen!“ fuhr Soumard fort; „was willst Du noch von mir?“

„Meinen Lohn“, antwortete die Hexe dumpf, indem sie ein schwarzes Tuch um ihren Kopf schlug; „gieb mir den Lohn, Soumard, für die Dienste, die ich Dir geleistet — dann wollen wir scheiden.“

Rasch schloß der Handelsmann die eiserne Kiste auf und einige Beutel mit Gold daraus hervorziehend, sagte er dann, indem er sich der Hexe näherte:

„Nimm, kluge Odrada, hier ist mehr, als wir bedungen haben.“

Die Hexe wog die Beutel prüfend in ihren Händen. „Das ist viel Gold“, sagte sie dann mit wilden, habgierigen Blicken; Du aber wirst wohl noch mehr durch meine Mittelchen gewonnen haben. Aber ich gönne Dir's, Soumard, ich denke: leben und leben lassen.“

Die Hexe öffnete bei diesen Worten die Beutel und ihre Augen funkelten vor Freude und großem inniger Befriedigung, als sie die schimmernden

Goldstücke wie spielend durch die Finger gleiten ließ.

Der Handelsmann blickte das todtkranke, halb zerlumppte Weib mit Staunen an. Er wußte, daß dieses Weib seit langen Jahren in seiner Höhle in der ärmlichsten Weise gelebt hatte, daß die Bedürfnisse desselben geringer waren, als die der ärmsten Bettlerin in seinem Vaterlande und er konnte sich nicht entbrechen mit Verwunderung auszurufen:

„Dbrada, was liegt Dir an diesem Golde? Vielleicht wird kein einziges dieser glänzenden Stücke zur Befriedigung irgend eines Deiner Bedürfnisse ausgegeben werden; kein Wesen lebt auf der Welt, welchem Du mit Deinem Golde eine Freude bereiten möchtest, und derjenige, der es nach Dir besitzen wird, wird ohne Zweifel Dein Andenken nicht ehren. — Zu welchem Zwecke sammelst Du Schätze?“

Starr vor Erstaunen und gleichsam als könne sie den Sinn dieser Worte nicht ergründen, hatte die Here dem Handelsmann zugehört.

„Ich verstehe Dich nicht, Mensch“, antwortete sie endlich; „bist Du nicht erpichtter noch als ich auf den Besitz dieses klingenden Metalls? Was willst denn Du mit Deinem Golde?“

„Ich?“ sagte Joumard; „ich will mir alle Freuden und alle Genüsse, die die Welt zu bieten vermag, damit erkaufen. — Aber was kann Dein Herz

erfreuen, welcher Genuß, den Du mit Gold erkaufen könntest, hat für Dich einen Reiz?“

Diese Fragen Joumards schienen die Hexe ganz zu verwirren. Mit ängstlicher Hast, gleich als fürchtete sie, die Beutel wieder zu verlieren, barg sie dieselben unter ihrem faltigen Gewande. Dann sich auf ihren Stab stützend, blickte sie den Handelsmann kopfschüttelnd an und sagte: „Du bist ein Thor! Du jagst Freuden und Genüssen nach, die nichtig und thöricht sind; nichtig, weil sie vorübergehen, und thöricht, weil sie Deinen Besitz schmälern. Der höchste und der dauerndste Genuß liegt im Besitze selbst.“ — Hierauf reichte sie dem Handelsmanne die Hand, und nachdem dieser, wenn gleich mit Widerstreben, ihr die seinige dargeboten hatte, fuhr sie fort:

„Fahre wohl, Joumard, wenn der Morgen grauet, verlasse ich diese Unglücksgegend; rette auch Du Deinen Leib, denn es muß fürchterlich sein zu sterben.“

Die Hexe schauderte bei diesen Worten und nachdem sie die Hand Joumards noch einmal mit ihren langen, knöchigen Fingern krampfhaft zusammengepreßt hatte, schwankte sie, auf ihren Stab gestützt, langsam zur Thüre hinaus.

Auf's Tiefste erschüttert von dem Eindruck, den der unerwartete Besuch und die ahnungsvollen, unglückver kündenden Reden der Hexe auf ihn hervor gebracht, war Joumard nach deren Weggange mit

betäubt auf einen Stuhl gesunken. Gleich darauf aber wurde mit Geräusch die Thüre aufgerissen, und als der Handelsmann erschreckt emporfuhr, sah er sich dem zitternden, schreckenbleichen Dominique gegenüber, der seinem Herrn Nachrichten überbrachte, die zum Entsetzen desselben mit den Befürchtungen der alten Odrada im schrecklichsten Einklange standen.

12.

Es war elf Uhr Abends. Eine tiefschwarze Nacht lag über dem Flecken Bant und der ganzen Umgegend. Nur auf Augenblicke zerrissen die an den Wolken in einem langen, gelbrothen Zickzack hinsahrenden Blitze, auf welche krachende Donnerschläge folgten, das Dunkel, und warfen ein kurzes, schauerliches Licht auf den hochragenden Kirchturm, zu dessen Füßen sich der Todtenacker ausbreitete, dessen weiße Grabsteine im rasch vorüberzuckenden Blitzstrahle fast wie Geistergestalten erschienen, auf die reinlichen, weiß angestrichenen Häuser von Bant, deren Bewohner sich entweder schon zur Ruhe begeben hatten, oder noch in den zahlreichen Wirthshäusern wüste Gelage hielten, denn auf den Straßen war wegen des schrecklichen Wetters alles öde und todt, und nur der Sturm tobte und wüthete in denselben, indem er hie und da mit lautem Krachen

eine Thüre zuwarf, Fensterscheiben klirrend zerbrach und die Ziegel von den Dächern herunter auf die Straßen schleuderte. — Nur auf dem Deiche, der außerordentlich hoch und breit war, und dessen Schutze die Einwohner des Fleckens fest vertrauten, war ein lautes und lärmendes Treiben. Der Sturm warf die auf der Fahde liegenden Schiffe mit donnerähnlichem Krachen gegen die mit Steinen bekleideten Böschungen der Fahdedämme; manches kleinere Fahrzeug war schon der Doppelgewalt des Sturmes und der wildbrausenden Wogen erlegen, und die Trümmer derselben trieben auf den Wellen umher, oder wurden auch wohl hoch empor bis auf die Krone des Deiches geworfen. — Die fremden Schiffs- und Handelsleute waren mit unermüdlichem Eifer beschäftigt, ihre Waaren und Güter aus den Schiffen ans Land zu bringen, da sie kaum hoffen durften, diese selbst vor dem Untergange zu retten. Mit Bittern und Bangen sahen aber Alle auf die sich immer höher gegen den Deich aufbäumenden Wogen, und ängstliche Reden und Vermuthungen flogen hin und her. Der weiße Schaum des Meeres bedeckte schon die ganze Breite der Deichkrone, und noch länger als eine Stunde mußte die Meerfluth im Steigen bleiben, denn erst nach Ablauf dieser Zeit trat die Ebbe ein und mit ihr das Abnehmen der Gefahr.

„Bei unserer lieben Frau von La Garde!“ rief ein Schiffer aus der Hafenstadt Marseille, „wenn die nächste Stunde ebensoviel Salzwasser bringt als die vorige, so ist Bant, so sind wir Alle verloren.“

„Ja“, rief ein Anderer; „es ist dann Wasser genug da, daß ein Wallfisch auf fünf Meilen im Umkreise des Binnenlandes eine Heringsjagd anstellen kann.“

„Es sollte mich auch eben nicht wundern, wenn der Herr dieses Sodom und Gomorrha von der Erde vertilgte“, rief der Erstere wieder; „aber ich wollte lieber, ich hätte mein Fahrzeug verbrannt, als ich den Gedanken faßte, nach dieser höllischen Goldküste zu steuern, wo der „Gott sei bei uns“ sein Banner aufgepflanzt, und es einem ehrlichen Christenmenschen angst und bange wird, wenn er die gottverfluchten Reden hört, die dieses Volk hier im Munde führt.“

Mehr oder minder besorgliche Reden, ähnliche Ausrufungen, wie die des Marseiller Schiffsmannes, ja auch Flüche und Verwünschungen wurden allenthalben laut. — Indessen steigt die Fluth in immer bedrohlicherer Weise, der Sturm wüthet wilder und wilder, das Krachen des Donners wird schrecklicher und beim Leuchten der Blitze, die auf Augenblicke Tageshelle verbreiten, sieht man, wie die auf dem

Deiche beschäftigten Fremden sich mehr und mehr zusammenrotten und mehrere größere und kleinere Gruppen bilden. Es ist fast, als ängstige sie das Gefühl des Alleinseins, als könnten sie vereint der schrecklichen Gefahr trotzen, oder als fänden sie eine Beruhigung darin, wenn sie sich gemeinsam dem furchtbaren Gericht, das der Herr der Welt halten zu wollen schien, unterwürfen. Sie folgten hier jenem instinktartigen Drange, der das Vieh auf dem Felde zusammentreibt, wenn sich ein Raubthier blicken läßt, oder wenn ein Gewitter am Himmel aufsteigt, und was nichts weiter ist, als das Gefühl der Schwäche und Ohnmacht, dessen sich der Einzelne beim Herannahen einer großen Gefahr — man darf wohl sagen — unbewußt bewußt wird.

Gleichwohl werden von den hier versammelten Leuten, die den Augenblick, wo sie dem Tode nicht mehr entrinnen können, fast mit Gewißheit vorher zu bestimmen im Stande sind, noch keinerlei Anstalten zur Flucht getroffen. Die Blicke auf ihre nur noch schwach gegen das Verderben ankämpfenden Schiffe, und auf die auf dem Deiche aufgestapelten Waaren gerichtet, stehen sie, wenn gleich rathlos, doch unbeweglich da. Der Tod zeigt ihnen die grause Knochenhand in drohender Nähe, aber weil sie sich noch nicht von derselben ergriffen fühlen, können sie sich nicht entschließen, ihr Hab und Gut im Stich zu

lassen und ihr Leben zu retten. — Es liegt für den Menschen eine dämonische Anziehungskraft in den Gütern und Schätzen der Erde. Der verfolgte Krieger leucht unter der Last der gemachten Beute, aber er wirft diese nicht eher von sich, als bis der Verfolger ihn erreicht hat und er dem tödtlichen Streiche nicht mehr entrinnen kann. Der Mann, dessen Haus in Flammen steht, sieht einen brennenden, dem Einsturze nahen Balken über seinem Haupte schweben, aber er flieht nicht, und ehe es ihm gelingt, sein Besitzthum in Sicherheit zu bringen, hat ihn der niederstürzende Balken zerschmettert.

So werden sich auch diese Leute dem unvermeidlichen Verderben preisgeben, und nicht eher ihre Unschlüssigkeit verfluchen, als bis die Wogen des Meeres über ihren Häuptern zusammenschlagen.

Merkwürdigerweise sind auf dem Deiche nur die Fremden, und keiner von den Einwohnern des Fleckens zu finden. Diese, die schon oft, wenn die hohen Springsluthen die Jahdedämme bedroht, die Besorgnisse und Unglücks-Prophezeihungen der Fremden, die sich ja noch nie bestätigt, verlacht hatten, konnten durch nichts aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden. In übermüthiger, halb wahnsinniger Sorglosigkeit verschmähten sie es, die Jahdedämme, die schon seit Menschengedenken ihr Land geschützt, über deren Krone indeß in den letzten Jahrzehnden schon manch-

mal die Fluten ins Land gedrungen waren, zu erhöhen, oder sonstige Vorkehrungen zur Abwehrung einer möglichen größeren Ueberschwemmung zu treffen. Die oftmaligen kleineren Ueberschwemmungen, an andere dachten sie nicht, hatten niemals erheblichen Schaden angerichtet, und so vermochten auch heute die schon früh laut gewordenen Besorgnisse der fremden Seeleute nicht, sie in ihrem Schlummer oder in ihren wilden Bacchanalien, die sie in den Wirthshäusern feierten, zu stören, noch vielweniger ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß vielleicht nur in schleuniger Flucht Rettung zu finden sei.

Wir verlassen den Deich und begeben uns nach dem Hause des uns wohlbekanntenen Gastwirths Steen Steenen.

In den vorderen Räumen, die zum Wirthschastsbetriebe eingerichtet sind, finden wir die Gäste des dicken Steen sehr zahlreich versammelt, und roher Gesang, Gelächter, Schreien und Fluchen schallt uns beim Eintritt in wüstem Gewirre entgegen.

Der Ritter Bernesuer, bereits halbtrunken und mit feuerrothem Gesicht, sitzt mit den Junkern Lethar, Hillo und Tannen an einem Tische vor dem sich immer aufs Neue füllenden und leerenden Weinkannen und erzählt von seinen Kriegsfahrten und Abenteuern, die er im gelobten Lande bestanden, wilde und schauerliche Geschichten, die so wie sie

gar zu sehr ins Unglaubliche und Märchenhafte hinüberspielen, ein schallendes Gelächter hervorrufen, in welches der dicke Steen aus vollem Halse mit einstimmt. Bernesuer, welchem der dicke Wirth eben so sehr wie er selbst, diesem zuwider und verhaßt ist, und welchen die Lustigkeit desselben im höchsten Grade erbittert, wirft ihm von Zeit zu Zeit grimmige Blicke und rohe Schimpfworte zu, die Steen mit spöttischem Lachen aufnimmt, ohne jedoch, wie er sonst wohl zu thun pflegte, in gleicher Weise darauf zu antworten, denn er fürchtete sich vor dem Zorne des im betrunkenen Zustande sehr gefährlichen Ritters.

Freie Rüstringer Friesen sitzen an verschiedenen Tischen, und während sie sich den edlen Wein des dicken Steen vortrefflich munden lassen, unterhalten sie sich von den gestern stattgehabten Hinrichtungen, wobei sie jedoch lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß der Häuptling je älter er werde, desto mehr Nachsicht und Milde zeige, und fast gar keine Zersägung und Verbrennung der Gefangenen und Verbrecher mehr vornehmen, ja, sie nicht einmal mehr mit glühenden Zangen zwicken lasse, was doch so äußerst spaßhaft anzusehen sei. Jedenfalls aber — meinten diese würdigen Friesen — werde die morgen stattfindende Hinrichtung des Häuptlings von Würdelehe und des verrätherischen Will Sloyen ihnen doch einmal wieder einen reellen Genuß gewähren, und

mit den Bechern anklingend, ließen sie den Junker Ezzard leben, der sich das Verdienst erworben, diese beiden landesfeindlichen Gesellen gefangen und der verdienten Bestrafung unterworfen zu haben.

Mit unendlichem Gelächter gedachten sie dann des närrischen Paters, und beklagten es sehr, daß der Häuptling ihn gestern zur Kurzweil der Zuschauer nicht Einiges habe beten und reden lassen; übrigens sei es nicht unmöglich, daß er auch morgen wiederkomme, und vielleicht nehme dann der Häuptling auf den Wunsch der „freien Küstringer Friesen“, den man ihm zu erkennen geben werde, Rücksicht.

In dieser Weise wurde die Unterhaltung, welche wir nicht weiter folgen wollen, von den „freien Friesen“ fortgeführt, und mancher rohe, pöbelhafte Scherz und ruchlose Witz würzte dieselbe. Allen aber, den Rittern sowohl wie den freien Friesen scheint etwas zu fehlen. Bald im Zimmer umher, bald nach der Thür blickend, ist es, als ob Jeder von ihnen die Erwartung hegte, noch Jemanden eintreten zu sehen, und selbst der phlegmatische Steen wendet sich zuweilen fragend an eine der aufwartenden Personen, die aber jedesmal mit verneinendem Kopfschütteln antworten.

„Wo nur der Spitzbube der Soumard bleibt?“ sprechen die „freien Friesen“ untereinander.

„Er muß krank geworden sein, oder der Teufel hat ihn geholt!“ rief Hillmer seinem Tischnachbar zu; „denn in keinem andern Falle würde er seine Würfel feiern lassen.“

„Krank mag er sein“; erwiderte ein Anderer, „aber der Teufel kann ihm nichts anhaben, denn Soumard ist so schlau und pfiffig, daß er selbst dem Schwarzen eine Nase drehen und ihn betrügen würde.“

„Nun“, antwortete Hillmer, „das mag eben kein großes Kunststück sein, denn der Teufel ist dumm, wie schon die Redensart beweist: das ist ein dummer Teufel! — Ich sage Dir, erzdumm.“

„Meint Ihr?“ sprach plötzlich eine dumpfe Grabesstimme gerade über ihm, und als Hillmer erschrocken den Kopf zurückwarf, gewahrte er über sich das höhnisch lächelnde, dunkelgelbe Gesicht des Spaniers, der den Arm auf die Lehne des Sessels gestützt schon eine Weile hinter ihm gestanden hatte.“

„Was soll das heißen! Ihr spanischer Citronenfresser!“ schrie Hillmer, indem er aufsprang und sich dem Ritter trotzig gegenüberstellte; „wie könnt Ihr es wagen, einem freien Friesen einen solchen Streich zu spielen? Wißt Ihr, daß Ihr mich erschreckt habt, Herr?“

„Wirklich? Das überrascht mich, werther Herr“; versetzte Don Nigro mit großer Höflichkeit; „ich

vermuthete aber nicht, daß ein Mann, der so kühnlich des Teufels zu spotten wagte, durch eine einfache Frage in Angst und Schrecken gesetzt werden könnte, zumal in so zahlreicher Gesellschaft.“

Diese höfliche, aber zugleich ironische Antwort, welche bei sämmtlichen Anwesenden ein heiteres Lachen hervorrief, verwirrte den eben noch so barschen Hillmer, und einige unverständliche Worte hervormurmeln, die wie eine Entschuldigung klangen, nahm er seinen frühern Platz wieder ein. — Don Nigro aber wandte sich zu den Rittern, und deren Einladung folgend, ließ er sich an deren Tische nieder.

„Heda, Steen!“ rief der Junker von Tannen nach einer Weile, „wo ist denn die kleine Wetter here, die Mir?“

Steen, der gerade im Trinken begriffen war, leerte mit großer Gemächlichkeit seinen Pokal, und erst, nachdem er sich denselben aufs Neue hatte füllen lassen, antwortete er, und wie es schien, mit einiger Unruhe und Beklommenheit:

„Das kann ich Euch nicht sagen, Junker Tannen. Sie wird seit ein paar Stunden vermißt, und ist merkwürdiger Weise nirgend aufzufinden.“

In diesem Augenblicke flüsterte einer von Steenens Knechten, der so eben eingetreten war, seinem Herrn einige Worte ins Ohr.

Der dicke Gastwirth machte eine Bewegung des Schreckens. — „So schlag' das Donnerwetter drein!“ schrie er dann mit seiner hellen, kreischenden Stimme, während er ein paar Mal mit seiner großen, fleischigen Hand über die breite Fläche seines Gesichtes fuhr, und es hatte den Anschein, als sei Steen Steenen plötzlich von Gefühlen der Trauer und Rührung ergriffen.

Die Anwesenden blickten ihn erstaunt und fragend an.

„Poß Heiden und Türken!“ schrie der Ritter Bernesuer mit lautem Lachen, „was macht der Mastochse für ein Gesicht!“

Steen besann sich; seine Züge drückten wieder den gewöhnlichen Gleichmuth aus, aber in seinen kleinen Augen spiegelte sich eine böshafte, tückische Schadenfreude, als er jetzt den Rittern zugewendet anhub:

„Sunfer Dannen, wenn Ihr die Französin zu sehen begehrt, so dürft Ihr es nur aussprechen; sie ist draußen, aber in einem Zustande, der ihr nicht verstatet, Eure Schenkwirthin zu machen.“

„Was zum Henker ist denn dem kleinen Lockenkopf zugestoßen?“ rief Dannen erstaunt, „laß sie hereinkommen, Steen, sie soll an unserm Tische sitzen. Nicht wahr, Ihr Herren?“

„Wie Ihr es wünscht“, antwortete Steen, nachdem die Abligen sich beistimmend geäußert hatten. Er gab hierauf dem Knechte ein Zeichen, dieser öffnete die Thüre, und von zwei Männern wurde der blutbesleckte Leichnam der unglücklichen Alix hereingetragen und auf Steens Wink auf einen Sessel an dem Tische der Edelleute langsam niedergelassen.

Die Leiche des armen Mädchens gewährte bis auf das blutige Gewand, welches sich eng an den schöngeformten Körper schloß, zwar einen unendlich schmerzlichen, aber keineswegs ekeln Anblick. Die langen dunklen, vom Wasser triefenden Locken verhüllten zur Hälfte das bleiche, selbst im Tode noch reizende Gesicht, und auf diesem lag ein rührender Ausdruck von Wehmuth und Freude, von Hoffnung und Vertrauen. — Der Dolchstoß war so gut geführt, der Tod so plötzlich und schmerzlos erfolgt, daß die Züge unverändert geblieben waren, und den Ausdruck, den sie im Leben gehabt, auch im Tode behalten hatten.

Einige Sekunden starrten die Ritter die Tode an, gleichsam um sich zu überzeugen, ob es auch wirklich die Französin sei, deren blutigen Leichnam sie vor sich sahen; dann fuhren sie — mit Ausnahme des Spaniers — erschrocken von ihren Sitzen empor.

„Tod und Teufel! wer hat das gethan?“ riefen sie wie aus einem Munde.

Auch die „freien Friesen“ waren herangetreten; alle hatten das liebliche, muntere Mädchen, dessen heitere, lustige Laune ihnen manche frohe Stunde gewährt, gern gesehen, und mit schmerzlicher Theilnahme blickten sie jetzt auf die Leiche desselben.

Der dicke Steen hatte seine Augen von dem trüben Anblick abgewendet; die Elbogen auf die Knie gestützt, barg er den ungeheuren Kopf in dem breiten Becken seiner hohlen Hände, und ein schmerzliches Gesöhn und Gegrünze, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, bewies, daß das unglückliche Schicksal der armen Mir dem dicken Gastwirth sehr zu Herzen ging.

„Das arme Kind! Wer hätte das gedacht, als sie noch vor zwei Stunden so flink und lustig umherlief!“

„Sie war so lebendig und muthig, wie ein einjähriges Füllen!“

„Es ist eine ganz erbärmliche Geschichte.“

„Wie ist das aber zugegangen? Sollte sie sich selbst in die Fahde gestürzt haben?“

„Nicht doch; man hat sie erdolcht und dann ins Wasser gestürzt. Ein Weib kann sich wohl ertrinken, aber es wird selten den Muth haben sich zu erstechen.“

„Zum Teufel! Wer ist aber der Mörder!“



In dieser Weise drückten die Anwesenden ihre Theilnahme an dem Schicksale des Mädchens und ihre Vermuthungen über die Ursachen ihres Todes aus.

Don Nigro, welchem diese Gespräche durchaus nicht zu gefallen schienen, fuhr endlich ungeduldig dazwischen.

„Nun, was steht Ihr denn und flennt, wie alte Weiber?“ rief er ärgerlich; „was ist's denn weiter? Die französische Landstreicherin ist todt. Ob sie sich selbst getödtet, oder ob der Junker Ezzard, oder ein Anderer ihr hingeholfen hat — wen kümmert das? — Was braucht es so viel Aufhebens um den Tod einer fremden Dirne?“

„Ezzard!“ wiederholten die Anwesenden und blickten erstaunt den Spanier an, der eine so schreckliche und zugleich gefährliche Vermuthung mit lauchendem Munde auszusprechen wagte.

„Nun ja“; rief dieser frech, „er hat Buhlschaft getrieben mit der französischen Dirne, und man weiß ja, wie solche zu endigen pflegt. Die Dirne ist ihm aus gewissen Gründen lästig geworden, und er hat sich ihrer entledigt, oder sie hat aus Furcht vor der Schande in der Verzweiflung selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. — Oder habt Ihr andre Gründe, Euch ihren Tod zu erklären?“

Die freien Friesen traten kopfschüttelnd zurück. Sie hielten es für gefährlich, sich in Vermuthungen zu verlieren, die den Sohn des strengen und gefürchteten Häuptlings eines Mordes bezüchtigten, und nahmen daher schweigend ihre eben verlassenen Plätze wieder ein.

Die Adligen, die durch diesen schrecklichen Zwischenfall fast wieder nüchtern geworden waren, konnten sich Don Nigro's Benehmen, der ihren Freund und Bekannten so unaufgefordert einem schmachvollen Verdachte preisgab, gar nicht erklären.

„Bei meinem Schwerte!“ rief der Ritter Bernesuer, „Ihr sprecht verdammt dreist, Herr! Was mich betrifft, so liebe ich den Junker Ezzard nicht, aber eine solche That, wie ihr ihm in die Schuhe gießen möchtet, traue ich ihm doch nicht zu. Ihr mögt selbst zusehen, wie Ihr Euch dem Junker gegenüber verantworten, und wie Ihr Euren schlimmen Verdacht rechtfertigen könnt.“

„Laßt das meine Sorge sein! Ritter Bernesuer!“ lachte Don Nigro. „Es wird Gericht gehalten werden über den Junker und vielleicht noch über manche Andere. — Aber hinaus jetzt mit der Dirne, Steen!“ rief er diesem zu, „das Todtengesicht hat zu lange schon unsre Freude gestört, meine ich. Ober wollt Ihr es noch länger in Eurer Gesellschaft behalten, Ihr Herren? Mir auch recht; aber laßt



uns die Becher nicht vergessen. — Auf eine lustige Nacht!“

Während der Spanier bei diesen Worten einen Becher ergriff und denselben leerte, trugen einige Knechte auf das Geheiß der Adligen die Leiche der armen Ulix hinaus. Darauf setzten sich die Herren wieder an ihren Tisch. — Steen aber, der während der Anwesenheit der Leiche seinen Pokal nicht berührt hatte, athmete jetzt tief auf, ergriff den Pokal und als er denselben nach einigen Augenblicken geleert hatte, schien sein Schmerz um ein Bedeutendes geringer geworden zu sein.

Es dauerte nun nicht lange, bis die peinliche, beängstigende Stimmung, in welche der Anblick der Ermordeten die Anwesenden versetzt, verschwunden war und den Ausbrüchen der wildesten Lust und der tollsten, übermüthigsten Laune Platz gemacht hatte.

Der Spanier war überall. Bald mit wilden, gottlosen Scherzreden die Ritter und Junker aufregend, bald mit den „freien Friesen“ seinen Becher anklingend und ihrer Eigenliebe und ihrem Stolze schmeichelnd, steigerte er die Lebhaftigkeit und Lustigkeit derselben bis zu einer maßlosen Höhe, und noch nie waren bei ähnlichen Gelagen solche Reden geführt, solche Fluthen von Wein hinuntergestürzt, solche sinnbetäubende Jubelrufe und Gesänge erschallt, wie an diesem Abend.

Die aufwartenden Knechte und Mägde, die, wenn sie auf Augenblicke hinausgegangen waren, stets besorglichere Nachrichten über die noch immer im Steigen begriffene Springsluth vernahmen, suchten vergebens durch Hindeutungen auf die drohende Gefahr, in welcher der ganze Flecken schwebt, dem wilden Treiben ein Ende zu machen. — Don Nigro schürte immer aufs Neue das Feuer der Lust, welches in den Köpfen der Gäste brannte, und versetzte sie in einen rasenden, bacchantischen Saumel.

„Don Nigro!“ schrie der Ritter Bernesfuer, dessen Zunge bereits zu stammeln begann, „Ihr seid ein capitaler Kerl! Ihr versteht es, ein Saufgelage zu commandiren. Poh Heiden und Türken! ich muß Brüderschaft mit Euch schließen, Ihr Teufelskerl!“

Als die Beiden ihre Becher erklingen ließen und darauf tranken, rief der Junker Tannen:

„Es lebe Don Nigro! Wer kein Hund ist, stimme mit ein!“

„Er lebe!“ riefen alle Anwesenden mit donnerähnlichem Getöse.

„Der Spanier soll unser Weinkönig sein!“ rief der Junker Hillo; „Hurrah der Weinkönig!“

„Ein Schuft, der ihn früher verläßt, ehe die Sonne am Himmel steht! Hurrah der Weinkönig!“ schrie Junker Lethar.

Als das allgemeine Beifall- und Jubelgeschrei, welches auf diese Trinksprüche der Adligen folgte, in etwas verklungen war, hörte man das Belfern und Zanken des Ritters Bernesfuer, welcher behauptete, daß der dicke Steen in den Hurrahruf nicht mit eingestimmt habe; er sei ein widerspenstiger, übelgesinnter Unterthan, ein Hund, und zur wohlverdienten Strafe und zugleich zum Zeichen, daß vor dem erwählten Weinkönige sich Alles beugen müsse, möge man den Gastwirth zu seinen Füßen legen, damit er ihm, wie einem Hunde, seinen Fuß auf den Nacken setze.

Mit einem wilden Gelächter stürzte sich jetzt Alles auf den dicken Steen, und trotz des wüthenden Widerstandes desselben, der mit seinen breiten Zähnen wie ein Rasender um sich schlug, wurde er endlich überwältigt, mit dem Bauche auf den Boden gelegt und von zahlreichen, kräftigen Fäusten an demselben festgehalten.

An der Hand zweier Adligen stieg jetzt der Spanier auf den Rücken des Gastwirths, der vor Wuth und Grimm wie ein Stier brüllte, und nachdem der schreckliche Tumult, den diese Gewaltthat veranlaßt, sich gelegt hatte, rief der Spanier mit lauter schrecklich tönender Stimme:

„Ich nehme die Würde, zu der Ihr mich erheben, an, Ihr Herren! Von diesem Augenblicke an,

wo Ihr mich zu Euerm Herrn und Gebieter erwählt, seid Ihr meinen Geboten Achtung und Gehorsam schuldig, und so gebiete ich Euch, dem Dienste des Weingottes, der Freude und Lust Euch zu weihen, so lange Ihr mich unter Euch seht; und derjenige sei der nächste nach mir, dessen Durst der gewaltigste, dessen Witz der feckste und übermüthigste und dessen Laune die üppigste und unverwüßlichste ist. — Die Becher gefüllt und geleert! Hurrah der Wein und die Freude!"

Unter jubelndem Zuruf erklangen die Becher; Don Nigro sprang von seiner lebendigen Tribüne herab, und nachdem der dicke Steen zum unermesslichen Entzücken seiner wilden Gäste mehrere vergebliche Versuche, sich vom Boden zu erheben, gemacht, wurde er von seinen Peinigern auf die Füße gestellt.

Der Gastwirth sah schreckenerregend aus. Die Fleischmassen seines Gesichtes zitterten und zuckten krampfhaft, seine Augen, die giftige Blicke über die Versammlung schossen, waren mit Blut unterlaufen, denn die Wuth, in die ihn diese schmachvolle Behandlung versetzt, hatte dem Unglücklichen blutige Thränen entpreßt. So schwankte er von Allen verhöhnt und verlacht, zu seinem Sessel, auf welchen er in halber Betäubung niederfiel.

Ein wahrhaft dämonischer Geist schien nach diesem Zwischenspiel über die Versammlung gekommen

zu sein. Ruchlose und unzüchtige Lieder wechselten mit den gräulichsten Flüchen, Verwünschungen und Blasphemien, und allenthalben war der Spanier bemüht, den wahnsinnigen, gotteslästerlichen Jubel durch zwischengeworfene Bemerkungen, durch belobende und aufmunternde Reden immer höher und höher hinaufzuschrauben.

Da sprang plötzlich, als der Taumel der gottverhöhnenden Lust den höchsten Grad erreicht zu haben schien, neben einem eintretenden Knechte unter dumpfem, fast angstvoll tönenden Brunzen ein „Schwein“ in die Zechhalle, welches, nachdem es eine Zeitlang erschreckt im Zimmer umhergerannt war und unter dem Lachen und Flüchen der Gäste einige Tische und Stühle umgeworfen hatte, in ein anstoßendes Seitengemach lief.

Als der Lärm und das Geschrei über diese Störung aufgehört hatten, meldete einer der Knechte mit verstörtem Gesichte, daß im Stalle an einigen Stellen Wasser aus der Erde dringe, das wie das Meerwasser salzig sei; das Vieh bezeige sich auffallend ängstlich, einiges habe sich losgerissen, und renne brüllend gegen die Thüren des Stalles, um in's Freie zu kommen, das Federvieh flattere schreiend umher und flüchte sich auf die höchsten Sparren und Balken des Gebäudes, und dieses selbst scheine zu zittern und zu schwanken.

Diese merkwürdige Nachricht machte auf die trunkenen Gäste nicht den geringsten Eindruck, sie lachten dem Knecht ins Gesicht und fragten ihn, was sie der Stall und das wild gewordene Vieh Steen Steenens angehe? Dieser aber, der vollkommen bei Verstande, und dessen Stimmung eine andere wie die seiner Gäste war, wurde aufmerksam und ging hinaus, um der Ursache dieser auffallenden Erscheinungen nachzuforschen.

Mittlerweile waren einige Gäste, unter welchen der Junker Tannen, dem in das Seitenzimmer entflohenen Schweine nachgegangen, um dasselbe zur Ergötzlichkeit der Gäste durch die Wirthshalle wieder in den Stall zu hegen. — Mit schallendem Gelächter kehrten sie aber gleich darauf zurück, und Junker Tannen berichtete: daß die Sau in das auf plattem Boden bereitete Lager des dicken Steen getrocken sei, und unter der warmen Decke desselben wie ein Sterbender ächze und stöhnte.

Der Ritter Bernesuer schlug ein wieherndes Gelächter auf und meinte: daß wenn der Gastwirth später ebenfalls zu Bette gegangen sein werde, man kein originelleres und zugleich besser für einander passendes Ehepaar auf dem ganzen Erdenrunde finden könne.

„Gott tödte mich!“ schrie der Junker Hillo, indem er vor Lachen fast erstickte, „da habt Ihr Recht!

der dicke Steen und die Sau! Welch ein vortreffliches Paar!"

„Wie wär's, Ihr Herren“, rief der Junker Lethar dazwischen, „wenn wir einen Pfaffen kommen ließen und ihn nöthigten, den guten Steen und die Sau christlich zu copuliren?“

„Nichts da!“ erwiderte Tannen, „wir würden keinen der Glasköpfe dazu zwingen können, und wenn wir ihnen den Bauch aufschlitzten. Aber vielleicht gelingt uns ein anderer nicht minder köstlicher Spaß. Die Sau stöhnt in so jämmerlicher Weise, wie ein in den letzten Zügen liegender Mensch, und ein Sterbender hat Anspruch auf den Trost der Kirche und auf die Wohlthat des heiligen Nachtmahls. Laßt uns einen Pfaffen holen und ihn in die dunkle Kammer führen; er wird nichts merken und der ächzenden Sau seine Litanei vorheulen. — Wie gefällt Euch der Spaß, Herr Weinkönig?“

„Ueber alle Maassen!“ rief Don Nigro, indem er dem Junker mit grauenhafter Freundlichkeit die Hand schüttelte und mit Wohlgefallen das Beifallgeschrei der übrigen Zechgenossen anhörte; „Ihr seid ein prächtiger Kerl! Ihr übertrefft mich fast, und ich, als rechtmäßig erwählter Weinkönig, ernenne Euch zum ersten Großen meines Reiches.“

Unter lautem Jubel wurden jetzt der Junker Lethar und einer der „freien Friesen“, Hillmer, ab-

geschickt, um einen der Klosterbrüder herbeizuholen, welche sich auch sogleich auf den Weg machten.

Unterdessen war Steen in das Zimmer zurückgekehrt und hatte seinen breiten Polstersitz wieder eingenommen. Das Ergebniß seiner Nachforschungen im Stalle hatte ihn nicht sehr beunruhigt. Es dringe zwar etwas Wasser aus einigen Erdrözen hervor, theilte er einem der „freien Friesen“ mit, das freilich auffallender Weise Salzwasser sei, auch scheine der Stall, wie der Knecht berichtet, zu beben und zu schwanken, aber der Boden sei doch überall fest, und das scheinbare Schwanken des Gebäudes rühre wahrscheinlich von dem furchtbaren Sturme her, der mit schrecklicher Gewalt gegen Dach und Thüren schlage und durch Fenster und Lücken hereinbrausend Alles, was er im Stalle fassen könne, wirbelnd herumdrehe.

Nach einer geraumen Weile, während welcher das Gelage in der schon angedeuteten Art fortgedauert hatte, kehrten der Junker Vethar und Hillmer in Begleitung des Paters Donatus zurück.

Der Spanier war beim Eintritt des Paters etwas in den Hintergrund getreten, und verließ darauf, nachdem er den Junker Tannen gebeten, auf kurze Zeit seine Stelle vertreten zu wollen, das Bechgelage.

Als der ehrwürdige Klosterbruder, der in seinen Händen die geweihten Gefäße mit dem Leib und Blut unsers Herrn und Heilandes trug, hereintrat und die große Menge der Gäste bemerkte, war in den frommen, ernsten Zügen seines Gesichtes eine gewisse Unruhe zu lesen, die jedoch weniger einer persönlichen Furcht, als der bangen Besorgniß, daß diese seine verirrtten Mitmenschen sich mit einer schweren Sünde beflecken möchten, zuzuschreiben war.

Aber die unwürdigen Gesellen, die hier versammelt waren, verhielten sich, wie sie es schon zuvor beschlossen hatten, bei dem Erscheinen des Pater's vollkommen still und ruhig und eine heuchlerische Betrübniß spiegelte sich auf ihren weingerötheten Gesichtern.

Hierdurch getäuscht, schien sich der Pater zu beruhigen, und einige Schritte vortretend, sagte er mit würdevollem Ernst:

„Friede sei mit Euch, meine Brüder! — Wo ist der Sterbende, der den Trost der heiligen Kirche begehrt? Führt mich zu ihm, daß ich mein Amt verwalte.“

„Ehrwürdiger Pater“, sagte hierauf der Junker Tannen mit demüthigem, ehrerbietigen Tone, „nehmt vorläufig unsern Dank, daß Ihr der späten Aufforderung so willfährig Folge geleistet.“

„Das Amt der Diener des Herrn ist an keine Stunde gebunden“; antwortete der Pater; „wer aber verlangt meiner?“

„Ein Unglücklicher, der dort in der Kammer mit dem Tode ringt“; versetzte der Junker. „Geht zu ihm, ehrwürdiger Herr, und leht ihn mit den Gaben der heiligen Religion. Forscht aber einstweilen nicht nach den Ursachen, die ihn in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt, sondern eilt Euch, Euer Amt zu verrichten, denn der Unglückliche ist tödtlich verwundet und kann jeden Augenblick seinen Geist aufgeben.“

„Also ein Frevel, ein blutiger Frevel ist verübt!“ sagte der Pater mit strafendem Tone; „doch das Opfer derselben soll der Wohlthaten unserer heiligen Kirche nicht entbehren.“

Mit diesen Worten schritt der Pater der bezeichneten Kammer zu, welche von einem der Anwesenden geöffnet, und nachdem der Priester sie betreten, wieder halb geschlossen wurde, so daß nur ein schwaches Dämmerlicht von der Weinhalle aus in dieselbe hineinfallen konnte.

Der Diener des Herrn ließ sich auf einen neben dem Lager stehenden Sessel nieder.

Während dieser nun mit lauter, vernehmlicher Stimme die üblichen Sterbegebete sprach, wußten sich die in der Wirthshalle befindlichen nichtswür-

Sagen und Novellen.



digen Gesellen, die diese entseßliche Verhöhnung des göttlichen Wortes zuließen, vor Freude und Vergnügen kaum zu lassen. Der Ritter Bernesuer und einige Andere, welchen der Gedanke, daß der ehrwürdige Pater eine Sau auf den Tod vorbereite und im Begriff stehe, ihr das heilige Nachtmahl zu reichen, gar zu spaßhaft war, wälzten sich förmlich am Boden, und drückten ihre Hand auf den Mund, damit sie nicht in ein schallendes Gelächter ausbrächen, welches dem Pater befremdlich erscheinen und seinen Verdacht hätte erregen können. Andere kicherten und lachten, und hielten sich möglichst weit von der Kammer entfernt; noch andere traten derselben ganz nahe und lauschten auf die Worte des Paters, der dem Sterbenden die Vergebung seiner Sünden verhiess, wenn er sie aufrichtig bereue.

Hinter der Versammlung erschien zuweilen auf einige Augenblicke der Spanier; seine Gestalt schien größer geworden zu sein; schlangengleich ringelten sich seine borstigen Haare empor, und aus seinen Augen sprühte ein gräßliches Entzücken.

Unter Hersprechung der üblichen Formeln wollte jetzt der Pater mit dem vermeintlichen Sterbenden, den er schon für bewußtlos und seiner Auflösung nahe hielt, die letzte Delung vornehmen, welche im Salben des Hauptes und der Hände des Sterbenden be-

stand. — Die Bechgenossen horchten in athemloser Spannung.

Plötzlich entstand in der Kammer ein Geräusch; mit wildem Grunzen sprang das Schwein aus derselben hervor und lief unter dem jetzt losbrechenden, donnernden Jubel der Versammlung durch die von den Knechten geöfnete Thür auf die Hausdielen.

Noch war das gottvergessene Freudengeschrei dieser Glenden nicht verklungen, als der Pater mit einer Geberde unermesslichen Entsetzens und zugleich erhabenen Zornes aus der Kammer hervor und mit festen Schritten mitten unter die Gotteslästerer trat.

„Weh über Euch!“ rief er mit zorniger Stimme; „Ihr habt den ewigen Gott, der durch meinen Mund gesprochen, verhöhnt und verspottet. Ihr habt den Leib des Herrn, der für Euch geblutet und am Kreuze vollendet hat, freventlich gemißbraucht. Fluch und Verderben über Euch! — Hört Ihr den Donner dort oben? Der Herr wandelt über Euch, und der Donnerkeil seines Zornes wird Euch treffen. — Wehe! Wehe! Wehe!“ *)

*) Nach einer noch hier und da im Munde des Volkes lebenden Sage soll durch die hier erzählte Profanation des heiligen Nachtmahls der Zorn des Herrn geweckt und der Untergang eines Theils des Rüsfringerlandes herbeigeführt worden sein.



Mit diesem Rufe, welcher das Hohngeschrei das ihn begleitete, in schauerlicher Weise übertönte, verließ der Pater Donatus die Versammlung.

Unmittelbar nach dem Weggange des Paters trat der Spanier wieder ein, und zu gleicher Zeit verkündeten zwölf langsam auf einander folgende Schläge der nahen Kirchthurmglöcke die Stunde der Mitternacht.

Befremdet blickten Alle auf den Spanier, der mit scharlachrother Kleidung angethan war, einen Hut mit einer einzigen rothen Feder auf dem Kopfe trug, und dessen Augen wie zwei glühende Kohlen brannten und mit durchbohrenden Blicken gleichzeitig jeden Einzelnen in der Gesellschaft anstarrten.

„Ich will verdammt sein“, sagte der Ritter Bernesuer mit gedämpfter Stimme, „wenn der Kerl nicht ausfieht wie der Teufel, wenn er in Gallia erscheint.“

„Hollah, Ihr Gesellen!“ rief jetzt der Spanier mit furchtbar tönender Stimme, „die Stunde ist da worauf ich so lange gewartet habe.“

„Welche Stunde? Was meint Ihr?“ fragte Bernesuer mit trohiger Angst.

„Die Hochzeitsstunde!“ schrie Don Nigro mit wildem Lachen, „mein harrt die Braut im dunklen Kämmerlein; noch in dieser Stunde will ich sie

heimführen, und Ihr Alle sollt meine Hochzeitsgäste sein!“

Kaum hatte der Spanier diese Worte zu den anwesenden Gästen, die ihn mit einem seltsamen Grauen anstarrten, gesprochen, als es draußen lebendig zu werden begann. Man hörte ein Hin- und Herrennen, ein Rufen, Schreien, Fluchen und Lärmen, als ob der Feind vor den Thoren stehe, und dicht unter dem Fenster der Wirthshalle rief mit einemmale eine tiefdumpfe, eintönige Stimme:

„De Vulgens gat mit de Bruse,
Malk see naa synem Zuse!“ *)

Und derselbe Ruf wurde aus einiger Entfernung in kurzen Zwischenräumen wiederholt vernommen.

Ueberrascht und mit unverkennbaren Zeichen der Angst und des Schreckens fuhren jetzt Alle empor; denn dies war der Nothruf der Strandwärter, der nur im Augenblicke der höchsten, dringendsten Gefahr erschallte. Die Ältesten, worunter auch der Ritter Bernesfuer, erinnerten sich diesen Ruf schon einmal in ihrer Jugend gehört zu haben, wo die Flut weit umher arge Verheerungen angerichtet habe; die meisten kannten ihn aber nur durch Ueberlieferung, denn auch bei dem Untergange von Schloß

*) Die Wogen geh'n mit Gebrause,
Sich' Jeder nach seinem Hause!

Mellum sollte dieser verhängnißvolle Warnungsruf erklingen sein.

Während nun Alle verwirrt und erschrocken nach ihren Hüten und Mänteln griffen, geschah plötzlich ein donnerähnliches Brausen und Krachen, das Haus zitterte und bebte, Thüren und Fenster brachen krachend zusammen, die Frontmauer des Hauses schwankte und drohte einzustürzen und ehe die Bechgenossen noch Zeit hatten, nach der Ursache des Getöses und der gleichzeitig damit erfolgten Zerstörung zu forschen, standen Alle knietief im Wasser.

Eine hohe Sturzwelle war über den Deich und gerade gegen das Haus Steen Steenens geschlagen.

„Post Heiden und Türken!“ schrie Bernesfuer, nachdem gleich darauf das Wasser sich wieder verlaufen hatte; „das wird ernsthaft. Vorwärts, hinaus! oder wir ersaufen in diesem Kasten wie in einem Fischkorbe.“

Bleich von Schrecken stürzte Alles der Thüre zu, und auch Steen schickte sich an, die Flucht zu ergreifen.

„Hollah, Gesellen! was ist das?“ rief der Spanier; „wollt Ihr Euren Weinkönig verlassen, schlechtes Volk? — So lauft nur, lauft! er holt Euch wieder ein, und läßt Euch diese Nacht noch Alle einen Tanz auf seiner Hochzeit machen.“

„Mit den Seejungfern vielleicht; denn diese werden die Nacht über wohl die Vorhand haben!“ rief der Junker Tannen sich durch die Thür drängend zurück.

„Getroffen, Junker!“ rief Don Nigro mit gellendem Lachen ihm nach; „und der Sturm soll zum Lango auffspielen und der Blitz die Hochzeitsfackel anzünden.“

Mit Stoßen und Drängen, Fluchen und Schimpfen hatten bald Alle das Freie erreicht. Der Spanier folgte den Davoneilenden langsam nach.

Mit fliegender Eile war indessen der Pater Donatus, nachdem er Steen Steenens Haus verlassen hatte, durch die bereits von Menschen wimmelnden Straßen nach dem Marktplatz gelaufen. Auch hier war schon Alles in Bewegung; die über den Deich sich ins Land ergießenden Wellen hatten endlich das sorglose Volk aus seiner Ruhe aufgeschreckt, und der Häuptling, der sich auf dem Marktplatz befand, gab eben den Befehl, die Sturmglocken läuten zu lassen und alle Einwohner des Fleckens zum Schutz des Deiches zusammen zu rufen.

Allenthalben herrschte eine verwirrte Thätigkeit. Es galt, den Deich nur noch auf eine halbe Stunde gegen die furchtbar anschwellende Springsluth zu schützen, die dann ihre größte Höhe erreicht und wieder zum Meere zurückfließen mußte. — Einige keuch-

ten unter der Last schwerer Erdsäcke, die sie nach dem Deiche schleppen wollten, andere brachten Stroh, Heu, Getreide, Flachsbündel, Kleider und Betten herbei, woran sich die Kraft der Wogen brechen sollte, wenn sie auch Alles im Nu wieder fortspülten, eine unzählbare Menge von Arbeitern war unausgeseht beschäftigt, mit Schaufeln, Hacken und Spaten Karren und Wagen mit Erde anzufüllen, und diese auf die Krone des Deiches zu fahren; aber noch sah man Niemand die Flucht ergreifen.

Rath= und hülflos standen Abila Gloyen und ihre alte Mutter in der Thür ihres Hauses, als der Vater Donatus athemlos bei ihnen anlangte.

„Auf, auf, Ihr Gerechten!“ rief er ihnen entgegen; „der Herr hält Gericht über die Gottlosen! Folgt mir auf dem Fuße und blickt nicht zurück in eure Wohnung, damit es Euch nicht gehe, wie dem Weibe Loth's, als der Herr Sodom und Gomorra schlug.“

Von jähem Schreck ergriffen folgten ihm die Genannten, und der Vater schlug dann den Weg nach dem Kloster ein, dessen Bewohner bald darauf aus demselben reisefertig hervorbrachen, und der Weisung des Vaters folgend, einen nach einem höher gelegenen Landstriche führenden Pfad eilig dahinzogen.

Abdila und ihre alte Mutter hatten aber kaum bemerkt, daß es auf eine Flucht abgesehen sei, als sie erschrocken ihre Schritte anhielten und Abdila mit angsterfüllter Seele dem neben ihr gehenden Pater Donatus zurief:

„Um Gotteswillen, ehrwürdiger Vater! wir sollen fliehen und meinen unglücklichen Vater seinem Schicksal überlassen?“

Pater Donatus blieb plötzlich stehen. Mit tiefer Beschämung ergriff er die Hand Abdila's und stammelte mit reuevoller Stimme: „Habe Dank, guter Gott, daß du deinen irrenden Diener durch den Mund dieser reinen Jungfrau an seine Pflicht erinnerst.“ Dann sich zu Abdila wendend, fuhr er mit inniger Rührung fort: „Der Herr segne Dich, Du frommes Kind; Du gedachtest Deines Vaters, und ich Unwürdiger gedachte nicht der Heerde, die Gott mir anvertraut. Mögen die Klosterbrüder fliehen und die himmlischen Heerschaaren sie bewahren. Ich aber bin der Leutepriester von Bant und mein Plak ist in Mitten meiner Gemeinde.“

Hierauf theilte er den Klosterbrüdern seinen Entschluß nach Bant zurückzukehren mit, und von Allen Abschied nehmend ermahnte er sie noch zur dringendsten Eile, da sie berufen seien, sich zu retten, um zur Warnung der Gottlosen der Welt Kunde zu



geben von dem göttlichen Strafgericht, was über Bant verhängt worden.

Alle Bemühungen und Vorstellungen der Klosterbrüder, den Pater Donatus von seinem Entschlusse abzubringen, waren vergeblich; auch Abdila war nicht zu bewegen, den Versuch, ihren Vater zu befreien, dem Pater Donatus allein zu überlassen. Selbst die alte treue Ehegefährtin Will Gloyen's konnte nur durch die dringendsten Bitten und durch die Vorstellung, daß sie vermöge ihres Alters und ihrer Sinfälligkeit den Rettungsversuch eher vereiteln als befördern werde, abgehalten werden, mit dem Pater und ihrer Tochter nach Bant zurückzukehren, und unter Wehklagen und Jammern wanderte sie, von einigen Klosterbrüdern unterstützt, mit diesen dem höher gelegenen Lande zu, während der Pater und Abdila mit fliegender Eile den Rückweg nach dem unglücklichen Bant antraten.

In Bant aber war inzwischen die Noth auf's Höchste gestiegen. Mit immer wüthenderer Gewalt stürzten die Meereswogen über den Deich ins Land hinein; das Wasser fluthete schon hoch in den Straßen, und nur die am höchsten gelegenen Plätze, als der Markt, die Umgebungen des Klosters und der Häuptlingsburg waren noch nicht vom Wasser überströmt. Hierher hatte sich bereits die größere Masse des

Volkes geflüchtet, aber auch in den Straßen war noch ein wildes, verzweiflungsvolles Treiben. Unter der Last ihrer Habe keuchten hier Männer, Weiber und Kinder, und immer wieder rannten sie zurück in die zum Theil bereits wankenden und dem Einsturze nahen Häuser, um noch mehr von ihrer irdischen Habe dem furchtbar wüthenden Elemente zu entreißen. In diesem Augenblicke noch waren die meisten darauf bedacht, ihr Hab und Gut zu retten, und die Angst vor der Verarmung schien größer zu sein, als die Furcht vor dem Tode, der gleichwohl in schrecklicher, grauser Nähe über den Häuptern der Unglücklichen schwebte. Aber bald änderte sich die Scene in furchtbarer Weise. Mit den immer anschwellenden Gewitterwolken, dem immer lauter krachenden Donner wuchs auch die Kraft des Sturmes und mit ihm die zerstörende Gewalt der Wellen, welche er über den Deich schleuderte. Schnell hintereinander stürzten jetzt eine Menge Häuser und Ställe zusammen, in ihrem Falle die in denselben, so wie die in der Nähe derselben auf den Straßen befindlichen Menschen begrabend. Gleicherweise stieg auch das Wasser in den Straßen, Menschen und Thiere mit sich fortreisend, und das Sammergeschrei der mit den Wellen Ringenden verhallte in dem Brausen des Donners, in dem Krachen der von den Wellen niedergerissenen und der vom Blitz entzün-

deten Häuser, deren Flammen das Bild der entsetzlichsten Zerstörung schreckhaft beleuchteten.

Zitternd und bebend standen mehrere Personen an einer etwas höher liegenden Straßenecke durch ein großes steinernes Gebäude vor den strömenden Wellen geschützt, und rathschlagten, ob sie es wagen sollten, sich durch die Fluth nach dem Marktplatz zu flüchten. Beladen mit Schätzen an Gold und Silber und andern werthvollen Gegenständen, schien es ihnen zu gewagt, sich in die reißend strömende Fluth hinein zu begeben, und unter Furcht und Angst hofften sie noch immer, daß der Sturm nachlassen und das Wasser sich verlaufen werde.

„Was sagte ich Euch, Soumard“, ertönte jetzt eine heifere, vor Furcht bebende Stimme, in welcher man die der alten Here Ddrada erkannte; „hätten wir nur nicht gezögert und an unsere Rettung gedacht, da es noch Zeit war. Ich sagte es Euch ja, Bant geht unter, wie Schloß Mellum, und diese Nacht noch, wie es mir meine ahnende Seele sagte.“

Soumard, welcher sich mit unter diesen Leuten befand, und nichts von der Anwesenheit der Here gewußt hatte, wurde durch diese an ihn gerichteten Worte von einem jähen Schreck ergriffen.

„Du Teufelsweib!“ schrie er bebend vor Angst und Zorn, „was heftest Du Dich an meine Sohlen? Wo Du bist, da ist der Tod und das Verderben.“

und lieber will ich mit Sturm und Wellen ringen, als in Deiner verfluchten Nähe weilen.“

Mit diesen Worten schritt er in das Wasser hinein, und langsam fortwatend schleppte er seine schwere Goldkiste hinter sich her.

„Ei, so warte doch, mein Junge“, schrie Dbrada in Verzweiflung, „wir müssen bei einander bleiben, wer soll mir helfen, wenn Du es nicht thust.“

Die Here, welche gleichfalls einen schweren Kasten bei sich führte, wollte dem Handelsmann folgen, aber kaum hatte sie ihren Fuß in das Wasser gesetzt, als eine starke Welle sie ergriff, und weit vor Joumard vorausschleuderte. Ein kurzer Stoßschrei wurde gehört, dann aber war es wieder still, und dem Beispiele der beiden Genannten folgend, und einen Augenblick abwartend, wo die Fluth minder heftig strömte, suchten die Uebrigen sich ebenfalls durch dieselbe nach dem Marktplatz zu flüchten. Einigen, worunter auch Joumard, gelang es, denselben zu erreichen, die meisten aber konnten der Gewalt der Wogen nicht widerstehen, und von allen Seiten erschallte jetzt das Wehgeschrei der von den Wellen Fortgerissenen und der dumpfe Hülfseruf der Ertrinkenden.

Auf dem Marktplatze, der jedoch jetzt auch schon von der Fluth erreicht wurde, herrschte eine entsetzliche Verwirrung. Hier befand sich mit Ausnahme

der freilich in großer Zahl bereits Umgekommenen so ziemlich die ganze zahlreiche Einwohnerschaft von Bant. In dem furchtbaren Gedränge, welches hier stattfand, wurde das Kind von der Mutter, die Frau von ihrem Manne, die Schwester von dem Bruder gerissen. Durch das nutzlose Bestreben, sich wiederzufinden, wurde die allgemeine Angst und Furcht noch vermehrt, und jedesmal wenn eine der sich immer höher hebenden Wellen brausend und schäumend den Marktplatz überströmte, erschallte ein herzerreißendes Jammergeschrei, welches selbst nicht durch den ewig rollenden Donner übertönt wurde.

Nur eine schmale, die Burg des Häuptlings umgrenzende Strecke war noch ganz vom Wasser frei, und hier sah man die Ritter und Edlen von Bant, welche mit ihren Familien sowohl in der Burg selbst, als hier im Hofe derselben eine Aufnahme gefunden hatten. Da die Zeit heranrückte, wo die Fluth ihren Rückweg zum Meere antreten mußte, und dieser Augenblick in wenigen Minuten herannahete, so hatten nur Wenige daran gedacht, sich durch eine weitere Flucht, die selbst in dieser gefährlichen Stunde noch möglich war, zu retten, und die Meisten sich damit begnügt, ihre beste Habe nach dem Markt zu schleppen und sie dort zu bewachen. Aber eine Minute nach der andern verrann, und die Fluth verlief sich nicht. Der Zeitpunkt, in welcher die

Ebbe eintreten mußte, war schon vorüber, immer und immer höher stiegen die Wellen, und das ewige Gesetz der Natur schien durch den Rathschluß Gottes aufgehoben zu sein. — Ein starres Entsetzen bemächtigte sich jetzt der ganzen versammelten Menge. Aus der Häuptlingsburg traten die Ritter mit ihren Frauen und Kindern in der Absicht, jetzt endlich nach dem höher gelegenen Lande zu fliehen. Aber für die Weiber und Kinder war der günstige Augenblick bereits vorüber, denn das Wasser bedeckte jetzt schon die Erdoberfläche, so weit das Auge zu reichen vermochte. Es war daher an eine eilige Flucht nicht mehr zu denken, und die Banter Herren hielten dafür, daß das Verweilen hier, da doch die Ebbe jeden Augenblick eintreten könne, minder gefährlich, als eine Flucht durch die wild strömenden Fluthen sei. Indessen war doch die Furcht groß, denn bei dem Scheine der unaufhörlich aus den schwarzen Wetterwolken zuckenden Blitze bemerkte man nur todtensbleiche, angstverzerrte Gesichter, und vom Marktplatz her schallte verzweiflungsvoller Hülfseruf zu der Burg des Häuptlings hinüber.

In dem Marmorportale derselben stand der alte Häuptling Folko Fokena, neben ihm viele Ritter und Herren und sein eigener Sohn Gzard, der in wahnsinniger Angst die schöne Ada umklammert hielt, die sich vergebens seiner zu erwehren suchte. In stummer

Angst blickten alle in die anschwellenden Wogen, als plötzlich eine Riesengestalt vom Marktplatz herüber und ungehindert durch die sie umbrausenden Fluthen sich mit unbegreiflich schnellen Schritten der Häuptlingsburg näherte. Befremdet und mit einem unheimlichen Gefühle blickten Alle der räthselhaften Erscheinung entgegen, welche jetzt den nur wenige Schritte breiten noch wasserfreien Raum betrat, und in welcher man den Spanier Don Nigro erkannte.

„Auf, auf, Ihr Herren!“ rief dieser jetzt mit lautem, höhnischen Lachen, „sattelt Eure Rosse, oder noch besser, setzt Euch auf den Rücken eines Wallfisches, wenn Ihr dem Lande einen Dienst erweisen wollt. Der Ritter Erko und der Verräther Will Gloyen sind entflohen, ich sah sie auf dem Landwege von hinnen ziehn; der tolle Pfaff, der Euch Alle so oft gehofmeistert, und das Mondscheingesicht der schwindsüchtigen Abdila begleiteten sie.

Niemand antwortete auf die höhrenden Worte des Ritters, während dem alten Folkena diese Nachricht doch zu Herzen zu gehen schien; denn einen verständlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd stieß er sein breites Schwert so heftig auf den Boden, daß es zersprang und die Splitter klirrend auf den Marmorboden niederfielen.

„Sieh da, Junker Gzzard“, fuhr der Spanier jetzt wildlachend fort, „Ihr könnt Euch jetzt zum

zweitenmale verdient machen. Schwimmt den Entflohenen nach, aber spuetet Euch, denn sonst möchte Euch ein Meerungehüm leicht die blasse Aldila wegfishen.“

Ezzard fuhr wüthend empor. Die Erinnerung an Aldila durchschnitt wie ein zweischneidiges Schwert seine Seele, und mit beiden Händen sein Schwert fassend, wollte er auf den Spanier eindringen, aber Alda, welche sich ihres letzten Haltes beraubt sah, wenn Ezzard, was voraus zu sehen war, im Kampf mit dem Spanier unterlag, umklammerte seine Arme und flehte ihn an, sie in diesem Augenblick nicht zu verlassen. Unfähig Alda's Bitten zu widerstehen, befeuerte der Junker seinen Born, der aber augenblicklich wieder emporflamnte, als der Spanier sich mit seinen frechen Spottreden an die schöne Alda wandte.

„Wie siehst Du doch so bleich, lieb Bräutchen!“ rief der letztere mit einer grinsenden Freundlichkeit dem Mädchen zu, dann auf den Marktplatz und die brennenden Häuser des Fleckens deutend, fuhr er fort: „die Gäste sind versammelt und die Hochzeitsfaceln sind angezündet — Heisa! das giebt eine Hochzeit, wie sie in Bant noch nicht gefeiert worden!“

Während die vor unsagbarer Seelenangst zitternde Alda den Grimm des Junkers nur mit großer

Mühe besänftigte und die hier Versammelten ihrem Unwillen über das freche Benehmen des Spaniers durch drohende Worte Luft machten, zerrte dieser ein altes Weib und einen Mann aus einer Ecke, wo sie sich zu verbergen gesucht hatten, hervor, und schob sie mitten in die Versammlung. Es entstand jetzt eine augenblickliche Stille, die um so schauerlicher war, als der Schein eines brennenden Hauses, der bisher eine düsterrothe Helle verbreitet hatte, erlosch, und ringsum die tiefste Finsterniß herrschte.

Plötzlich verbreitete ein greller Blik, der secundenlang an dem schwarzen Gewitterhimmel hinzuckte, ein blendendes Licht, und mit den verschiedenartigsten Gefühlen des Entsetzens und der Furcht sahen sich der Häuptling, sein Sohn, Alda Dkkena, der Handelsmann Joumard und die alte Ddrada, welche vorhin von den Wellen wohlbehalten ans Land geworfen war, im Kreise zusammengestellt; in der Mitte desselben stand mit flammenden Augen der Spanier, welcher in demselben Augenblicke, als die Genannten sich gegenseitig erkannt haben mußten, ein gelendes Gelächter erschallen ließ.

„Bei dem Schwefelpfuhl der Hölle!“ rief er dann, „das ist ja eine auserlesene Gesellschaft, in der ich mich befinde; wahrlich, der Fürst der Finsterniß würde nicht würdigere Genossen aufzutreiben wissen. In seinem Namen begrüße ich Euch!“

Raum hatte der Spanier diese Worte gesprochen, als die ganze Versammlung wie in einem Lichtmeere stand; die früher Genannten stürzten vom Blik getroffen lautlos zu Boden und zu gleicher Zeit ergriffen die Flammen die uralte Burg der Häuptlinge von Bant, welche jetzt gleich einem brennenden Schiffe auf den Fluthen zu schwimmen schien.

Durch das Verzweiflungsgeschrei der Weiber und Kinder, welches hierauf ertönte, hörte man die Stimme des Ritters Bernesuer, welcher den Rath ertheilte, daß man sich jetzt, wenn man nicht elend verbrennen wolle, dem Wasser anvertrauen solle, um wo möglich den Marktplatz, wo jetzt allein noch an Rettung zu denken, zu erreichen. Die anwesenden Männer befolgten diesen Rath sogleich, aber die Weiber und Kinder, welche den gewissen Tod in den Wellen sahen, erhoben ein furchtbares Jammern und Wehklagen, und rannten ungeschlüssig bald den Fluthen entgegen, bald wieder in die brennende Burg zurück. Aber der Augenblick drängte, die Flammen griffen mit rasender Schnelligkeit um sich, und nach kurzer Zeit hatten sich Alle entweder dem schäumenden Elemente anvertraut, oder ihren Tod im Feuer, oder unter den zusammenstürzenden Trümmern der Burg gefunden. Aus dem Wasser aber ragten nur die Häupter einiger Männer von Zeit zu Zeit hervor, welche halb schwimmend, halb gehend sich mit äußerster Anstren-

gung gegen die Fluth zu halten suchten. Der Spanier war schon weit voraus geeilt, und es waren nur einige der dem Leser bekannten Ritter und Sunker, welche sich auf diesem gefahrvollen Wege zu retten suchten.

„Haltet einen Augenblick an, Sunker Tannen!“ rief der Ritter Bernesfuer, der auch in dieser todtdrohenden Lage seinem kernhaften Humor freien Lauf ließ, „es ist mir da ein todter Wallfisch zwischen die Beine gerathen, den vielleicht der Blix erschlagen und das Fett und den Thran seines Bauches verzehrt hat. Wenn meine Vermuthung gegründet sein sollten, so könnten wir ja diesen Meeresfürsten als Fülle benutzen.“

Sunker Tannen, der in anderer Laune war, wie der Ritter, und welcher die scherzhaften Worte desselben in der Angst seines Herzens für wahr gemeint hielt, kehrte einige Schritte zurück.

„Poß Heiden und Türken!“ lachte Bernesfuer jetzt, „das ist kein Wallfisch, aber doch ein ihm ähnliches Beest. Wenn mich nicht Alles trügt, so ist es der Hallunke, der Mastochse Steen Steenen, dessen Bauch so viel Seewasser geschluckt hat, daß er zu einem Berge angeschwollen ist. Wir wollen ihn schwimmen lassen, Sunker Tannen, er wird seinem Schicksale nicht entgehen, und ich wünsche dem ersten

besten Haiffsch, der ihm begegnen wird, eine gesegnete Mahlzeit."

Hierauf setzten Beide ihren Weg fort, und es gelang ihnen nach unsäglicher Anstrengung den Marktplatz zu erreichen. Aber die Hoffnung, hier Rettung zu finden, war eine sehr schwache, denn bis an die Brust stand auch hier schon die ganze Menschenmenge im Wasser. Alle hatten sich krampfhast umschlungen, damit sie nicht von der gewaltigen Kraft der anstürzenden Wogen hinweggerissen würden, aber dennoch führte jede neue Welle einige Opfer mit sich fort, deren Geschrei dann nach kurzer Zeit verhallte.

Wie ein Geist aber schien der Spanier auf dem Wasser zu schreiten, an jeder Stelle, als ob er sich vertausendfacht hätte, erblickte man denselben, wenn gleich er einem und demselben Auge doch nicht doppelt erschien. Seine donnernde Stimme lästerte Gott und die Heiligen, verfluchte und verwünschte sie und das böse Beispiel fand bei den Verzweifelnden schon vielfache Nachahmung, wenn gleich auch Viele in der Angst ihrer Seele manche Stoßgebete zum Himmel schickten. Stärker und donnernder aber, wie die Stimme des Spaniers schallten die inbrünstigen Gebete des Paters Donatus, der auf einem Mauervorsprung des Gotteshauses im vollen geistlichen Ornat stand, über den Marktplatz hin.

Mit flammender Beredsamkeit ermahnte er das Volk, sich zum Herrn zu bekehren, in Demuth und Reue seine Gnade anzusehen und seinen heiligen Namen zu preisen, damit die unsterbliche Seele nicht verloren gehe und dem Pfuhl der Hölle verfallt. Aber die Wirkung dieser guten Worte wurde zum Theil doch wieder durch den bösen Geist, der aus dem Munde des Spaniers sprach, und der bereits Gewalt hatte über die Herzen der Sünder, aufgehoben. Indessen schwoll die Fluth immer höher und höher an, und auf Augenblicke bedeckten die Wellen schon das ganze hier versammelte Volk. In diesen letzten schrecklichen Augenblicken erhob der Vater seine Stimme, daß sie wie die Posaune des jüngsten Gerichts hehr und schrecklich ertönte. Das Crucifix hoch emporhaltend, rief er: „In Gottes heiligem Namen! weiche von hinnen, Du böser Geist, der Du Gewalt gefunden hast über die Seelen der verirrtten Gemeinde! Versinke in den Abgrund, aus dem Du aufgestiegen bist! Du aber, bethörtes Volk, erkenne den Herrn auch in seinem Zorn, und stoße die Gnadenhand nicht zurück, die er Dir durch mich, seinen unwürdigen Diener, bieten läßt. — Der Herr ist gnädig und barmherzig, und seine Güte währet ewiglich. Ehre sei Gott in der Höhe, sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel und gelobet sei sein heiliger Name!“

„In Ewigkeit, Amen!“ tönte es von tausend und aber tausend Stimmen als Antwort zurück. Kaum waren diese Worte verklungen, als der Spanier wie ein feuriges Gespenst einen Augenblick in der Luft schwebte, und dann mit einem furchtbaren Geheul in die Fluthen versank, die zischend hoch über ihm zusammenschlugen. Unmittelbar darauf aber geschah ein fürchterliches Krachen, der ganze Himmel verwandelte sich in ein glührothes Feuermeer, zahllose Blitze schlugen in den Kirchthurm, aus welchem helle Flammen zum Himmel emporloderten, und dessen Glocken zum letztenmale zu läuten begannen. Das Haupt des Paters war mit einem Heiligenschein umgeben; mit einer Geberde voll unaussprechlicher Ruhe und Freudigkeit schaute er dankend zum Himmel empor. Dann aber wälzten die Fluthen sich bergehoch über den Marktplatz hin, der Boden des Fleckens borst mitten auseinander und blitzeschnell sank die Kirche mit ihrem Thurme, das letzte, was noch zu sehen war, gleich einer rothen Feuersäule hinunter in die unergündliche Tiefe des Meeres.

So verschwand vor vielen hundert Jahren der reiche Flecken Bant von der Erdoberfläche und mit ihm zugleich noch sieben andere Kirchspiele, deren Bewohner in gleicher Weise wie die Einwohner

Bant's ihren Herrn und Gott verleugnet und seine heiligen Gebote verachtet hatten.

Von Adila Gloyen und ihren Eltern hat man nie wieder gehört.

An der Severfchen Küfte nicht weit vom Banter Ziele fieht man noch heutzutage bei niedrigen Wasserftande ein grünes Streifchen Landes, welches der Ueberrest des Kirchhofes von Bant ist, jener höchsten Stelle des Fleckens, wo auch die Kirche, das Kloster, die Burg des Häuptlings und der Marktplat gelegen waren, und dieser Streifen Land heißt noch heute der „Banter Kirchhof.“ Bei stillen Wetter aber wollen die Schiffer schon oft ein seltsames Klingen aus der Tiefe des Meeres hervor vernommen haben, das fast wie Glockengeläute tönen soll. — Das sind die Glocken des Banter Kirchthurmes, der an dieser Stelle versank und die Fluthen des Sahder Meerbusens rauschen über Schöffern, Burgen und Klöstern, die einst in stattlicher Pracht ihre hochragenden Mauern und Thürme vom hellen freudigen Sonnenlichte angestrahlt sahen.

Der Kampf mit dem Löwen.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung lebte einer der edlen oldenburgischen Grafen, Huno mit Namen, auf dem schönen Schlosse Mellum, wovon schon in der vorhergehenden Geschichte gesprochen worden und welches, wie wir bereits erfahren haben, später vom Meere verschlungen wurde. Solches geschah zur damaligen Zeit zu vielen Malen und auch an anderen Küstestrichen des deutschen Landes. So versank ebenfalls und fast um dieselbe Zeit wie Schloß Mellum die uralte wendische Handelsstadt Bineta oder Julin, ein Theil der jetzigen Insel Wollin, in die Ostsee, und man soll noch jetzt bei klarer Fluth die Straßen, Tempel und Paläste der ehemals reichen und mächtigen Handelsstadt auf dem Grunde des Meeres wahrnehmen können.

Schloß Mellum war aber das Residenzschloß der oldenburgischen Grafen oder Erzgrafen, wie sie zu der Zeit genannt wurden, und als solches auf die prächtigste und reichste Art ausgestattet, wie denn

Sagen und Novellen.

